Mai 1952



DER MARIENBOTE



Maria Maienkönigin,
Dich will der Mai begrüßen.
O segne seinen Anbeginn
Und uns zu Deinen Füßen.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

20. Jahrgang 15. Mai 1952, Battleford, Sask. No. 8

Dies und Das

Zwischen Ostern und Pfingsten

„Komm, Herr Jesus!“, heißt eines der allerletzten Worte der heiligen Bibel. Seit langem schon empfindet die Menschheit nicht mehr die in diesen Worten ausgesprochene Gottessehnsucht. Man meint ja auch ohne diesen Herrn Jesus auskommen zu können. Ob wir in die Kirche gehen oder nicht; ob wir noch beten oder ob wir keinen Wert mehr darauf legen, Gott beim Sonnenaufgang und bei ihrem Niedersteigen dankend zu loben; ob wir gläubig, ob wir fromm, ob wir tugendhaft sind oder nicht: Der Regen kommt ja doch über unsere Felder, und Lohn und Weizenpreis, sind sie auch nicht so wie sie sein sollten, sie lassen sich doch einiger Maßen ertragen. Man lebt. Und man kann sich trotz allem hier und da auch einmal etwas leisten.

Würde man es mit dem Herrn Jesus wirklich ernst nehmen, dann könnte es womöglich noch so kommen, wie wir es eigentlich garnicht möchten. Der Herr Jesus kennt nämlich in gewissen Dingen keinen Spaß. Und zwar gerade immer in solchen Sachen, die uns unangenehm sind und die wir garnicht möchten, oder die uns viel zu lieb sind, um sie jemals aufgeben zu können.

Die Heiligen hatten eine tiefe Sehnsucht nach Gott. Uns frißt ein Heißhunger nach der Freiheit von Kreuzen, von Pflichten und von Opfern. Und schlimmer noch als das ist unser ewig brennendes Verlangen nach den Dingen des Lebens, die der Herr fast in jedem Sonntagsevangelium verurteilt. Das ist der Grund, warum wir das „Komm, Herr Jesus!“ nicht mehr so richtig vom Herzen singen können, und darum sind uns auch die Melodien dieser Welt so tausendmal lieber als die Psalmen der längst aus der Mode gekommenen Vesperandacht.

Die Sache mit Gott ist uns nicht ernst.

In früheren Zeiten hatte sich die Christenheit genau so freudig und genau so gewissenhaft auf das heilige Pfingstfest vorbereitet, wie man es seit uralten Zeiten mit Weihnachten und Ostern tut. Jeder von uns kennt noch wenigstens die Namen der Vorweihnachts- und der Vorosterzeit. Jeder kennt noch Advent und Fasten. Das Einhalten dieser zwei heiligen Zeitkreise ist selbstverständlich eine ganz andere Sache. Jedenfalls feiern wir immer noch Weihnachten und Ostern, und der Vorbereitungen auf diese Feste sind gar viele.

Doch Pfingsten?
Mit diesem Fest wissen wir aber auch garnichts mehr anzufangen. Gerade noch, daß wir uns erinnern, hier das Fest des Heiligen Geistes vor uns zu haben. Den Heiligen Geist feiern wir schon gern. Wie dem Vater und dem Sohne, so gebührt auch Ihm alle Ehre, erzählen wir unseren Kindern, wenn sie uns danach fragen.

Schlimmer wird jedoch die Sache wenn man uns sagt, daß dieser Geist nicht nur der Heilige Geist, sondern auch der heiligende Geist sei, der uns am hohen Pfingsttage die Fülle Seiner Gnade schenkt, auf daß wir mit Hilfe dieser Gnade in uns töten was sündhaft ist, und heilig machen, was in unserm Gewissen, in unsern Herzen, an unsern Taten, Worten, Wünschen und Sitten unheilig ist. Wenn wir so etwas hören, dann ist es mit unserm Interesse am Heiligen Geist ein für alle mal zuende. Wenn wir auch alles wollen: Alles im Himmel und alles auf Erden, eines wollen wir nicht, ganz gewiß nicht. Und das ist:Gut werden, demütig werden, fromm und heiligmäßig werden vor Gott und den Menschen.

Warum wir das nicht wollen, ist uns öfters selbst ein Rätsel. Wir wollen eben nichts aufgeben. Nichts von unseren Erdengütern und von der Art und Weise, sich dieser Güter recht viele zu erraffen. Nichts von unseren Sinnesfreuden, und schon ganz besonders nichts von unserer Rechthaberei.

Der Italiener Guareschi schrieb ein Buch über einen Priester namens Don Comillo und seinen kommunistischen Freund Peppone. Nie konnten diese zwei anständig miteinander reden. Don Camillo brauchte nur das Wort „Christus" auszusprechen, und Peppone schrie wild: „Jetzt werden Sie politisch! Christus, dann christliche Partei, und Stalin und Kommunismus. Hören Sie sofort auf, das kennen wir!"

Voll ist die Welt solcher Peppone. Man braucht nur ein einziges Wort zu sagen, und schon verbergen sie sich hinter Schlagworte wie: „Jetzt reden Sie katholisch!" „Kirche und Politik sind nicht miteinander zu vermischen!" „Die Priester sind unverheiratet, sie kennen das Leben nicht!" usw. Und sie bleiben hinter diesen Phrasen vermauert, ohne sich auch die geringste Mühe zu geben, einmal darüber nachzudenken, ob ihre Worte auch – vor Gott und Gewissen Fuß und Boden haben.

Andere haben überhaupt keine Schlagworte. Sie denken so wenig, daß es bei ihnen nicht einmal für solche Dinge reicht. Sie leben einfach so wie sie wollen, und kein Gott und kein Teufel kann etwas dagegen tun. Ob der Geist heilig ist oder unheilig, das bekümmert sie wenig. So lange man nur hat, wonach es einem verlangt.

Ewig zufrieden mit sich selbst und unzufrieden mit Gott, mit Himmel und Hölle und allen anderen Mitbewohnern der Erde ist der Mensch. Ein paar Fragen sollten wir uns einmal stellen und die richtige Antwort danach suchen, dann würden wir wissen – wie groß oder wie wenig zufrieden wir eigentlich mit uns selbst sein sollten.

Bist du bereit zu vergessen, was du für andere Leute getan hast und daran zu denken, was andere Menschen für dich getan haben? Zu übersehen, was die Welt dir schuldet und einzusehen, was du der Welt schuldest? Deine Rechte in den Hintergrund und deine Pflichten in den Vordergrund zu stellen? Einzusehen, daß du nicht dazu auf Erden bist, dir so viel als nur möglich vom Leben zu erhaschen, sondern um dem Leben und deinen Mitmenschen so viel zu geben als du nur aufbringen kannst?

Ganz einfache Fragen sind das. Sie sind weder politisch noch sind sie „kirchlich-katholisch". Sie sind einfach Fragen des Gewissens. Wer sich diese Fragen beantworten kann, der ist vorbereitet, alle Gaben des Heiligen Geistes zu empfangen. Sollte diese Antwort auch wirklich böse aussehen, solange man nur einsieht, daß es anders werden muß und es auch nachher anders werden läßt. Dieses Einsehen gibt dem guten Willen neues Leben, und der gute Wille wird eines Tages schon ganz von selbst auffingen: „Komm, Herr Jesus!"

Weil wir uns diese Fragen nie stellen und nie richtig beantworten; weil wir immer nur daran denken, alle Dinge, alle Menschen, ja selbst Gott und Wahrheit unserem Willen zu beugen, sind wir so wie Gott uns heute sehen muß: Gewissenlos, ohne Verlangen nach den höheren Dingen, voller Brennen nach dem, was auch nicht den leisesten Schatten des Pfingstgeistes, dafür aber alles Leuchten jener Welten an sich trägt, die nicht von Gott sind.

Wie der Kommunist Peppone sind wir, der in allem, was ihm nicht gefällt, „feindliche Politik" riecht, um sich dagegen mit Händen und Füßen zu wehren.

„Was ist Wahrheit?", wurde der Erlöser einmal gefragt. Ja, was ist Wahrheit? Meinen wir

wirklich, Wahrheit sei das, was Ich für richtig halte? Was Ich gelernt und was Ich verstanden zu haben meine?

Das Ich ist halt überall dabei, und zwar immer in der Hauptrolle. Kein Wunder, wenn wir da nichts mehr merken von den Gnaden der großen Pfingstzeit. Wer Pfingsten begehen will, muß das Ich genau so vergessen, wie unser Erlöser es vergaß, als er am Kreuze für uns starb. Anders läßt sich die Sache einfach nicht machen. Selbstlos muß man werden in der Versuchung, selbstlos muß man sein, wenn man den Zustand seines Gewissens überlegt, selbstlos, wenn man nach der Wahrheit sucht, selbstlos dienend unter Menschen und vor Gott.

Alle Ungerechtigkeit der Welt, auf die wir nie genug schimpfen können; alles Üble und alles Schlimme: Es sitzt in unseren eigenen Herzen.

Erneuern der Erde Antlitz vom Unfrieden und vom Jammer zu wirklich besseren Tagen kann nur der Heilige Geist. Der menschliche Geist hat in tausendjähriger Arbeit trotz größter Weisheitssprüche und allerklügster Pläne dieses Werk nicht vollbringen können.

Helfen kann nur der Heilige Geist. Er greift jedoch in Herz und Nieren – und dort wollen wir uns nicht ergreifen lassen! So werden wir denn weiter wandeln den Weg des ewigen Elends, und der Herr Jesus wird fern bleiben, weil die Menschheit einfach nicht singen will: „Komm, Herr Jesus!“

– Der Schriftleiter

Aveläuten

Die Sonne sinkt tiefer. Im Abendrot steh'n
Die Burgen am Rhein und die Dome,
Und leuchtende Wolken zieh'n über die Höh'n
Und spiegeln sich drunten im Strome.

Hell über die schimmernden Wasser hin schallt
Des Dorfkirchleins Abendgeläute.
Und schwingt sich am Berghang hinauf und verhallt:
Genug der Arbeit für heute!

Da löst sich vom Pfluge die schwielige Hand,
Da kettet der Schiffer die Fähre,
Da rastet der Winzer an felsiger Wand:
Es läutet Maria zur Ehre!

In Andacht grüßt alles die Mutter des Herrn,
„Gegrüßet!“ die Rheinwogen rauschen,
„Gegrüßet!“ singt's Vöglein in waldiger Fern',
„Gegrüßet!“ ich bete im Lauschen. — —

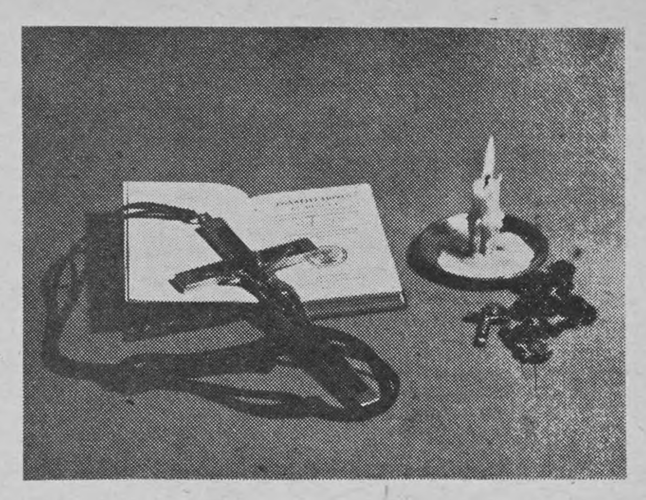
Peter Berchem

* * *

Schnell wie der Wind sich dreht, dreht sich das Glück.
Wen seine Gunst erhöhet, o der vergesse nicht,
wie bald er fallen kann!
Er lerne seinen Stolz durch Furcht des Wechsels zähmen;
Was ihm der Zufall gab, kann ihm der Zufall nehmen.

Bürde

Diamantenes Ordens-jubilaeum



Am 12. Mai beging der ehrwürdige Bruder Johannes W. Schumacher im Oblatenseminar zu Battleford sein 60. Ordensjubiläum. Von diesen sechzig Jahren im Dienste des Herrn verbrachte er fünfzig Jahre in Kanada. Über sein Arbeitsleben wissen wir nicht all zu viel, weil der gute Bruder aus lauter Bescheidenheit einfach nichts erzählen will. Er lächelt nur, wenn man ihn danach fragt. Und die alten Pionierpatres, die uns Näheres darüber berichten könnten, sind zum Teil bereits beim lieben Gott.

Treu den drei Hauptwerkzeugen des Missionsbruders im Leben, dem Oblatenkreuz, der Ordensregel und dem altehrwürdigen Rosenkranz, beginnt Bruder Schumacher nun sein 61. Jahr im Dienste des Missionswerkes der Oblaten. Obwohl bereits im 80. Lebensjahr, ist er immer noch in der Klosterschreinerei zu finden, wo er hobelt und sägt, hämmert und baut, dem Herrn zum Lob und den Oblatenmissionaren als unentbehrliche Hilfe.

Bruder Schumacher ist noch einer der wenigen, die die große Entwicklung der Genossenschaft der Oblaten miterlebt haben. Bei uns bekommt jeder Oblate am Tage seiner ewigen Gelübde eine Nummer, die er sein ganzes Leben lang behält. Während die jüngsten Oblaten nun schon fast die Zahl 10 000 erreicht haben, trägt Bruder Schumacher die Oblatennummer 1988. Das heißt, daß er nach dem Stifter des Ordens der 1988. Oblate war. Als Bruder Schumacher im Jahre 1892 seine ersten Ordensgelübde ablegte, war unser Orden noch verhältnismäßig klein. Im Jahre 1816 wurde die Genossenschaft der Oblaten gegründet. Sie zählte damals zwei Mitglieder. Zehn Jahre später waren es 22. Im Jahre 1861 starb Bischof Eugen DeMazenod, der Gründer der Genossenschaft der Oblaten, die in jenem Jahre 393 Mitglieder zählte. Vier Jahre vor Eintritt des Bruder Schumachers ins deutsche Noviziat der Oblaten, d.h. im Jahre 1887, war die Zahl unserer Missionare bereits auf 1023 gewachsen.



Bruder Schumacher blieb von von 1891 bis 1894 im St. Karlskloster der deutschen Oblaten. St. Karl lag außerhalb des Reiches in Holland. 1894 sandten die Ordensoberen den Bruder ins Generalhaus nach Paris, und von dort nach Rom, wo Bruder Schumacher bis 1902, bis zu seiner Abreise nach Kanada, verblieb.

Kurz bevor die St. Marienprovinz gegründet wurde (1926), zählte die Genossenschaft der Oblaten über 2 000 Mitglieder. Bruder Schumacher gehörte da-

mals der französischen Oblatenprovinz an. Seit Gründung der St. Marienprovinz arbeitet der Jubilar unter uns. Beginnend mit jener Zeit machte sich auch eine plötzliche Entwicklung der Genossenschaft der Oblatenmissionare bemerkbar. Zur Zeit des Beginnes des zweiten Weltkrieges gab es bereits 5 500 Oblaten in der Welt, und heute sind wir ungefähr 6 000 an Zahl.

Oft sagt unser guter Bruder Schumacher, daß sich vieles in der Welt geändert habe. Alles wird größer, nicht nur das Böse, sondern auch das Gute. Bruder Schumacher arbeitet inzwischen ruhig und besonnen immer weiter am Aufbau des Guten. Still und bescheiden wandelt er seinen Weg zwischen Zimmer, Kapelle und Werkstatt, immer nur mit dem lieben Herrgott, mit seinen Mitbrüdern und seiner Seele beschäftigt. Er ist einer von jenen seltenen, die wohl oft unter den Jüngeren freundlich lächelnd sitzen, die sich jedoch nie mit Geschichten „wie es früher war und wie es heute sein sollte" aufdrängen. Wie es früher war, weiß Bruder Schumacher nur zu gut. Auch, wie es heute ist: Warst Du früher Deinem Gotte gut, und bist Du Ihm auch heute treu, dann ist immer alles gut! Das ist so sein Lebensgrundsatz, nach dem er lebt und wirkt.

Möge Gott ihn uns noch recht lange erhalten!

* * *

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Goethe

Canada--Ein Land der Zukunft

„St. Josephs-Blatt"

Das von den Benediktinern in St. Benedict Oregon, U.S.A., herausgegebene St. Josephsblatt schreibt:

Das sind Tatsachen — und so ist die Wirklichkeit: während wir hier in den Vereinigten Staaten unsere ganze Aufmerksamkeit auf die kommende Präsidentenwahl, auf Korea und die übrigen Gefahrenherde der großen Weltpolitik konzentrieren, geht sozusagen neben uns, droben in Kanada, eine Entwicklung vor sich, die wahrlich unser Interesse verdient. Kanada entwickelt sich nämlich zu einem der bedeutendsten und wichtigsten Industrie- und Wirtschaftsländer der Erde. Der industrielle und wirtschaftliche Riesenaufschwung dort hat seit einigen Jahren begonnen und wächst und wächst. Kanada ist auf dem Wege, eines der reichsten Zukunftsländer zu werden. Diese Entwicklung kam beinahe völlig unerwartet und geht vor allem in einem so raschen Tempo vor sich, daß die Welt es noch kaum bemerkt hat. Beinahe über Nacht wurde Kanada ein Industrieland, und zwar eines der größten und zukunftsverheißendsten. Große Ölfelder wurde entdeckt im Jahre 1947 und werden noch immer weiter gefunden, besonders in der Provinz Alberta. Eine Röhrenleitung von 1100 Meilen Länge wird das kostbare Naß zum Lake Superior bringen, wo es in Schiffe verladen werden kann; eine weitere Leitung wird nach der Westküste führen. Eine große Ölraffinerie in Sarnia in der Provinz Ontario wird die Produkte weiter nach Osten befördern. Bergwerke wachsen wie Pilze aus dem Boden — besser in den Boden hinein —, bereit, die unermeßlichen Bodenschätze des Landes ans Tageslicht zu fördern. Neue Riesenfabriken entstehen an jenen Plätzen, wo die reichen Bodenschätze gegraben werden. Und in diesen Fabriken stampfen und hämmern die neuesten Maschinen, die Triumphe moderner Technik, Tag und Nacht.

Aber wo nimmt Kanada das Geld her zu solchen Bauten und Entwicklungen? Kapital strömt ins Land von allen Seiten, besonders aus den reichen Staaten der Welt, und Privatunternehmungen aus diesen Staaten investieren gerne ihr Geld in dem verheißungsvollen Lande. Im letzten Jahr 1951 betrug dieses in Kanada von auswärts investierte Kapital mindesten eine Milliarde Dollar.

Dieses Kapital kommt vor allem aus den USA, aus England, Frankreich und der Schweiz.

Wenn man heute einen Kanadier fragen würde, ob Kanada sich nicht den Vereinigten Staaten anschließen will, würde man ausgelacht. Denn Kanada steht bereits wirtschaftlich auf eigenen Füßen. Eine vom Senat in Washington diesbezügliche vorgebrachte Anregung wurde in Kanada mit Entrüstung bemerkt. Der kanadische Dollar ist heute bereits genau soviel wert wie der

US-Dollar. Die amerikanischen Geschäftsleute, die in Kanada Geld investieren, finden, daß sie dort viel mehr Profit machen als daheim und daß sie diesen Profit selber einstecken können und nicht wie in Onkel Sams Land, der Steuerbehörde abliefern müssen. Denn die Steuern in Kanada sind nicht so hoch und die Steuergesetzgebung begünstigt die Privatunternehmen. Es gibt in Kanada keine Steuern auf Kapitalgewinn und die Einkommensteuer ist bedeutend niedriger als in den Vereinigten Staaten. Natürlich begünstigt die kanadische Regierung Investierungen von ausländischem Kapital, um der wirtschaftlichen Entwicklung im Lande vorwärtszuhelfen. Und die Überwachungen, die sog. „Regierungskontrollen" oder Einschränkungen sind sehr wenige. Sogar die Einschränkungen von seltenen Rohstoffen, die für die Verteidigungsrüstung benötigt werden, sind in Kanada freiwillig und nicht unter Regierungszwang stehend.

Jahrelang bemüht sich Kanada bereits um den Ausbau des St. Lawrence-Wasserwegsystems. Heute ist Kanada in der Lage, diesen Ausbau selber ohne US-Hilfe vorzunehmen, falls sich die US länger weigern sollte, mitzutun. Auch hat Kanada bereits seine Atomproduktionszentren. Und gegenwärtig ist es daran, den Briten die unvorstellbar reiche Hudson Bay Company abzukaufen.

Der wirtschaftliche Aufschwung Kanadas in den letzten paar Jahren zeigt sich am besten in folgenden Zahlen (dabei ist die Tatsache nicht aus dem Auge zu verlieren, daß diese Entwicklung erst in ihren Anfängen steht):

1. Die Bevölkerung Kanadas, die vor dem zweiten Weltkrieg etwas über 11 Millionen betrug, ist heute auf 14 Millionen angestiegen. Vor dem zweiten Weltkrieg kamen ca. 17,000 Einwanderer ins Land; letztes Jahr betrug die Zahl der Einwanderer das Zehnfache, nämlich 180,000. Und diese Zahl wird beibehalten. Vor allem sind industrielle Facharbeiter und Landwirte bevorzugt bei der Einwanderung. Kanada hat natürlich keineswegs den Ehrgeiz, seine Bevölkerung etwa nahe an die der Vereinigten Staaten heranzubringen. (Die Bevölkerung der USA beträgt gegenwärtig rund 155 Millionen.) Obwohl Kanada der territorialen Ausdehnung nach nur wenig hinter Rußland steht, kann das Land nicht soviel Menschen fassen und ernähren wie die beiden großen Weltmächte Rußland und die Vereinigten Staaten. Denn Kanada liegt ganz und gar in nördlicher Region, und das Klima dort ist rauh. Breite Landstriche Kanadas sind für menschliche Ansiedlungen wenig einladend. Immerhin erwartet Kanada eine Verdoppelung bezw. Verdreifachung seiner gegenwärtigen Bevölkerung von 14 Millionen.

2. Die Zahl der Fabrikarbeiter in Kanada betrug vor dem letzten Kriege 658,000. Heute beträgt sie 1,100,000.

3. Der Vorkriegsexport Kanadas betrug dem Werte nach 838,000,000 Dollar. Heute beträgt er 3,6 Milliarden.

4. Die Ölproduktion der Vorkriegszeit war 7,800,000 Faß jährlich; heute ist sie auf 48,100,000 Faß gestiegen. Das ist also fünfmal soviel.

5. Der Wert der Wald- und Holzprodukte betrug vor dem Krieg 158 Millionen Dollar und ist gegenwärtig mehr als viermal so hoch, nämlich 808 Millionen.

6. Der Wert der in Kanada gewonnenen Mineralien war vor dem letzten Krieg 475 Millionen Dollar; er stieg letztes Jahr beinahe um das Dreifache, nämlich auf 1.2 Milliarden Dollar.

7. Bauten wurden in Kanada vor dem letzten Kriege im Werte von 486 Millionen Dollar jährlich aufgeführt. Diese Summe ist um zwei Milliarden gestiegen, nämlich auf 2.4 Milliarden.

8. Die Summe, die in Kanada für neue Kapitalinvestierungen vor dem letzten Kriege ausgegeben wurden, betrug 773 Millionen; im letzten Jahr stieg sie auf 4.5 Milliarden, also ums Sechsfache.

Es könnten noch viele Belege für den ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung Kanadas angeführt werden. Aber der Raum verbietet es uns. Wer sich für mehr und ausführlichere Darstellung interessiert, den verweisen wir auf einen Artikel der an dieser Stelle schon mehrfach erwähnten „U. S. News and World Report", Nummer vom 22. Februar 1952.

* * *

Sich in Vergangenes liebend zu versenken,
Mit klarem Geist die Gegenwart durchdenken
Aufs Nötigste die Willenskraft beschränken,
Die Zukunft sorgenlos Gott anvertraun,
Heißt heiter, schön sein Leben aufzubaun.

Julius Sturm

Die letzte Fahrt

Erzählung von Hermann Weber

Im Schnee begraben lag das kleine Dorf. Schnee lag auf den Feldern und in den Gärten, Schnee lag auf den Dächern und auf den Straßen; die Äste der kahlen Bäume bogen sich unter der Last ihrer weißen, glitzernden Hülle, wohin das Auge auch blickte. Schnee, nichts als Schnee!

Das Dörfchen schien ausgestorben oder von seinen Bewohnern verlassen zu sein; denn nur ab und zu passierte eine dichtverhüllte Gestalt die stille Dorfstraße, und dann knarrte und knisterte der hartgefrorene Schnee unter den eiligen Schritten.

Tiefe Stille herrschte ringsum. Sogar die Sperlinge, denen die Kälte so bald nichts anzuhaben vermag, schienen zu fühlen, daß der Winter seine bisherigen Grenzen überschritten hatte, und nur hier und da, wenn um ein Stückchen Brot oder einen sonstigen Leckerbissen ein harter Kampf unter ihnen entbrannte, vernahm man ihre Stimme.

Es war aber auch ein Winter, wie ihn die ältesten Leute noch nicht erlebt zu haben sich erinnerten. Wochenlang schon fror und schneite es und es schien fast, als ob die ganze Natur den schwachen Menschen ihre ganze Kraft fühlen lassen wollte.

Ganz am Ende des Dorfes, etwas abseits von den Wohnungen der Landleute, lag das Pfarrhaus.

Im Frühling, wenn alles grün und die Bäume voller Blüten standen, mochte das kleine unansehnliche Häuschen, welches inmitten zahlloser Obstbäume und mannigfacher Ziersträucher lag, ein kleines Paradies darstellen, jetzt aber lag alles still und öde. Die Obstbäume streckten wie hilfeflehend die kahlen Äste zum Himmel empor und Busch und Strauch bedeckte eine dicke Schneehülle, die sie am besten vor dem Verderben schützte.

Der alte Pfarrer Mertens hatte hier sein wohlverdientes Ruheplätzchen gefunden. Ein langes Leben voller Arbeit, voller Menschenliebe und Gottesfurcht lag hinter dem Greise und wer in die stillen Augen dieses Mannes blickte, glaubte einen Abglanz des ewigen Friedens darin zu sehen.

Manchen Weg in Sturm und Wetter hatte er gemacht, wenn es galt, einen Gefallenen auf den rechten Weg zurückzuführen, manche Träne hatte seine milde, stets zum Geben bereite Hand getrocknet und mit inniger Liebe und Treue blickten die Dorfbewohner zu dem gebeugten, weißhaarigen Manne auf, der mit ganzer Seele



seinem Berufe lebte und in Wort und Tat ein Stellvertreter Gottes geworden war.

Aber noch immer war der Greis auf seinem Posten. Schon verschiedene Male hatte die kirchliche Obrigkeit es ihm anheimgestellt, sein anstrengendes Amt einer jüngeren Kraft zu übertragen und sich in den wohlverdienten Ruhestand zurückzuziehen, doch vergebens! Der alte Mann wußte, was er seinen Pfarrkindern war, und darum wollte er sie nicht verlassen.

Es mochte eine Stunde vor Mitternacht sein; im Studierzimmer der Pfarrers brannte noch Licht. Dieser selbst war noch beschäftigt, für den folgenden Tag, den Sonntag, seine Predigt zusammenzustellen. Schon einigemal hatte ihn die Haushälterin gebeten, zur Ruhe zu gehen, aber noch immer zögerte der Greis; noch immer war er nicht im klaren mit dem, was er seinen Pfarrkindern am folgenden Tage alles zu sagen und zu erklären hatte.

Endlich schien er mit der Arbeit zufrieden zu sein. Mit einem zufriedenen Lächeln erhob er sich aus seinem Lehnstuhl und trat an das Fenster.

Eine wundervolle Landschaft lag vor seinen Blicken, ein Bild, so groß und erhaben, daß es den gottgläubigen Mann wie mit heiligen Schauern durchzitterte.

Still und lautlos lag die Nacht um ihn her, kein lebendes Wesen störte die Ruhe der Natur. Die schmale Mondsichel sandte ein mildes gedämpftes Licht auf die Erde herab und ließ die ungezählten Millionen winziger Schneekristalle in buntem, seltsamem Feuer erglänzen. Wie ein tiefer Schlaf hielt die Stille die Natur umfangen.

Lange Zeit stand der alte Mann unbeweglich, versunken im Anschauen dieser Herrlichkeit, dann hob er plötzlich lauschend den Kopf. Er vernahm leises Schellengeklingel und sah ein leichtes Gefährt dem Pfarrhause zulenken. Eine Minute später schrillte die Glocke kurz und abgerissen durch das stille Haus, die Bewohner aus ihrer Ruhe aufschreckend. Jette, die Haushälterin, trat ein, die Zeichen der Aufregung im Gesicht.

„Hochwürden verzeihen", begann sie hastig, „draußen hält der Wagen des Tannenhofbauern. Franz, der Knecht, bittet, Hochwürden sprechen zu dürfen."

„Laß ihn eintreten, Jette, und bleibe zur Stelle für den Fall, daß ich noch fort müßte. Vielleicht bedarf ein Sterbender des letzten Trostes", setzte er hinzu.

„Jetzt noch fort, in der Nacht! Und bei dieser Kälte!" erwiderte erschreckt die Alte.

„Schnell, Jette, laß den Mann eintreten!" rief der Greis, ohne den Einwand der Frau zu beachten, und gleich darauf trat der Knecht des Tannenhofbauern ein. Das Gesicht und die Hände des jungen Burschen zeigten die Spuren der strengen Kälte; verlegen drehte er seinen Hut zwischen den Fingern.

„Nun, Franz, was gibt es denn bei euch? Doch wohl kein Unglück geschehen?" fragte der Geistliche.

„Nein, Hochwürden", antwortete der Gefragte. „Aber die alte Mutter des Bauern liegt im Sterben und sie möchte noch gern die Sakramente empfangen. Wenn Hochwürden so freundlich wären und mitkommen wollten, der Wagen steht draußen; in einer Stunde sind wir da –"

„Gut, Franz, ich begleite dich. Aber sag', warst du nicht früher Meßdiener?"

* * *

Alte Leute

Es geht von meinem Fenster der Blick
In einen alten Garten.
Dort wärmen sich im Sonnenschein
Viel alte Menschen und — warten.

Sie warten wohl auf den Stundenschlag,
Auf die Rosen nach langem Winter.
Auf einen Gruß vom fernen Sohn
Und Schrittchen der Enkelkinder

Manches Mal heben sie lauschend das Haupt,
Verhalten im Sinnen und Beten;
Als sähen von weitem sie eine Gestalt
Leiswinkend nähertreten.

Es geht von meinem Fenster der Blick
In einen alten Garten.
Dort wärmen sich im Sonnenschein
Viel alte Menschen und — warten.

Stefanie Seubert

„Jawohl, Hochwürden."

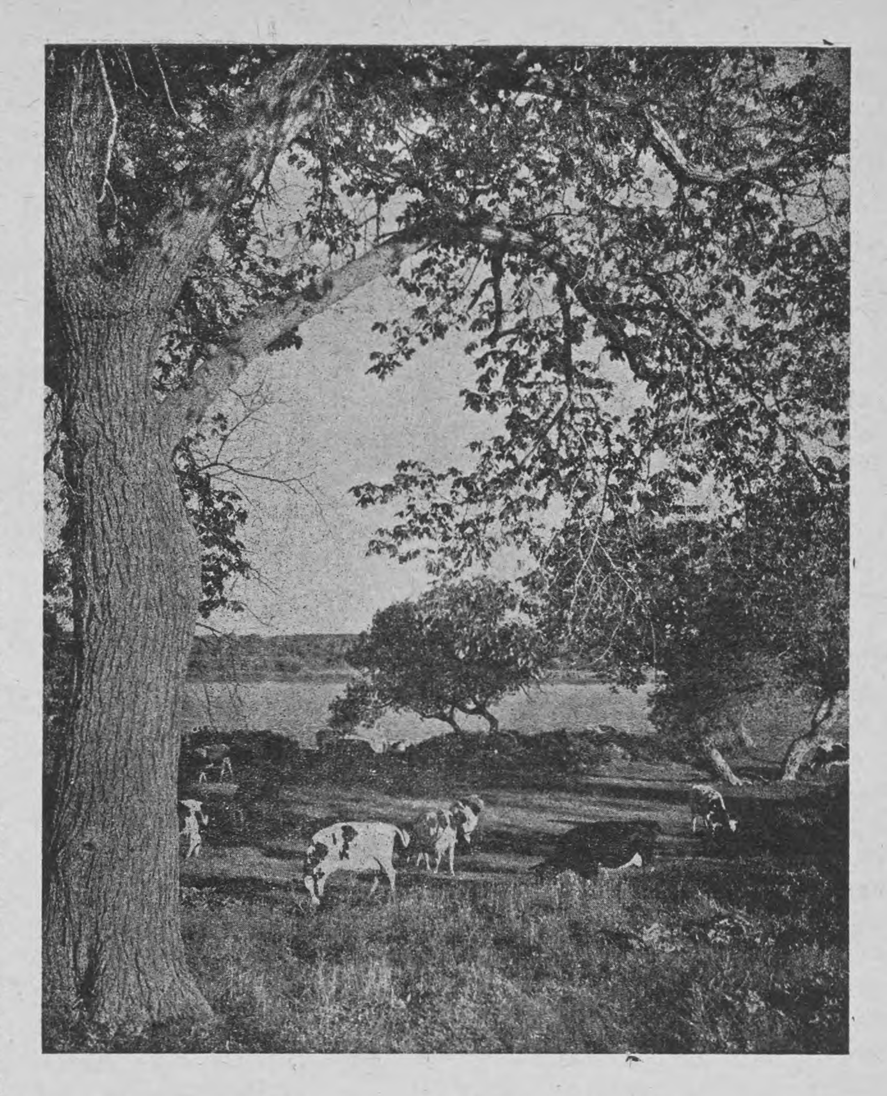
„Schön, dann brauche ich den Küster nicht zu wecken. Komm, gehe mit zur Kirche, damit ich das Allerheiligste hole, und dann laß uns eilen, damit wir noch kommen bevor es zu spät ist."

Die alte Jette hatte mittlerweile den dicken Pelzmantel des Geistlichen bereitgelegt. Franz half dem Greis beim Anziehen desselben und dann verließen beide das Haus. – –

Im Hause des Tannhofbauern herrschte trotz der späten Nachtstunde noch einige Aufregung, da die alte, fast achtzigjährige Mutter des Bauern ihrem Ende entgegensah. Das Zimmer war voll von Familienangehörigen. Der Bauer selbst stand am Lager der Mutter und redete ihr leise Worte der Ermutigung zu.

„Sei nur still, Mutter. Der Pfarrer kommt. Ich habe Franz mit dem Wagen fortgeschickt, er holt ihn. Sie können jeden Augenblick hier sein."

Einige Minuten später traten die Erwarteten denn auch ein. Der Körper des greisen Priesters zitterte vor Kälte, doch seine guten Augen leuchteten in heiligem Feuer. Ein ehrfurchtsvoller Händedruck des Bauern begrüßte ihn. „Dank, Hochwürden, Dank!" flüsterte er leise.



Der Pfarrer nickte; dann bat er, ihn mit der Sterbenden allein zu lassen. Es schien, als hätte die alte Frau mit letzter Kraft auf den Trost des Priesters gewartet, denn kurze Zeit nach der heiligen Handlung schied sie ruhig und schmerzlos aus dieser Welt. –

Der Pfarrer rüstete sich zum Aufbruch, als Franz, der mittlerweile die Pferde abgerieben hatte, wieder eintrat und meldete, daß es schon vor einer halben Stunde zu schneien angefangen habe und daß die Schneeflocken außerordentlich dicht fielen. Der Weg sei schon vollständig verschneit. Ein Blick, den der Pfarrer durch das Fenster warf, bestätigte die Worte des Burschen.

Der Nachthimmel hatte sein noch vor kurzer Zeit so klares Aussehen geändert, die schmale Mondsichel war verschwunden, schwere Wolkenmassen zogen am Firmament hin und die wenigen leuchtenden Sterne wurden durch den in großen Flocken niederfallenden Schnee verdunkelt.

„Wartet nur noch kurze Zeit, Hochwürden, bis es zu schneien aufhört," bat der Tannhofbauer, dem das Wohl des greisen Priesters am Herzen lag. „Oder noch besser: bleibt hier unter meinem Dach, bis es Tag wird."

Ablehnend schüttelte aber der Greis den Kopf. „Warten will ich noch eine Weile," sagte er dann entschlossen, „aber hier bleiben kann ich auf keinen Fall, Tannhofbauer! Ich darf doch die Frühmesse nicht versäumen!"

Eine Stunde war vergangen, doch das Wetter war anstatt besser schlechter geworden. Der Schneefall hatte an Heftigkeit noch zugenommen. Der Bauer schüttelte ratlos den Kopf.

„Es ist zwei Uhr, Hochwür-

den," sagte er. „Soll Franz anspannen oder ist es nicht besser, die Fahrt aufzugeben? Es ist stockfinster und ich fürchte, der Wagen bleibt im Schnee stecken. Franz kennt zwar jeden Fußbreit Landes ringsum, aber in dieser Dunkelheit –"

„Gott wird uns führen. Sein Wille geschehe!" gab der Priester entschlossen zurück. „Ich muß heim; die Zeit drängt. Laßt Franz anspannen."

Der Mann wagte keine Widerrede mehr. Schweigend, mit einem sorgenvollen Blick auf den Greis verließ er das Zimmer, um das Anschirren der Pferde selbst zu überwachen, denn mit banger Sorge gedachte er dieser gefährlichen Fahrt durch den tiefen Schnee bei der entsetzlichen Dunkelheit.

Als der Wagen zum Abfahren bereitstand, wandte sich der Bauer nochmals ermahnend an den Burschen: „Achte gut auf die Pferde, Franz, und sieh zu, daß du um Gotteswillen nicht vom Wege abkommst, denn wenn du in die Heide gerätst und meilenweit kein Baum, kein Strauch, und die Dunkelheit dazu – –! Der Himmel mag euch beschützen! Ich habe alles getan, was in meiner Macht steht."

Bekümmert ging er in das Haus zurück, um den Pfarrer nochmals zu bitten, bis zum Hellwerden zu verweilen, doch dieser drängte zur Heimkehr.

„Ich muß fort," sagte er entschlossen. „Was soll es ein Aufsehen geben, wenn die Leute zur Frühmesse kommen und ich bin nicht da? Nun sorgt euch weiter nicht um mich, Tannhofbauer. Wir stehen immer in Gottes Hand und wenn es ihm beliebt, uns abzurufen, so fragt er nicht, ob wir uns unter einem sicheren Da-



che oder auf einer Fahrt durch den Schnee befinden. Auf Wiedersehen!"

Er hüllte sich dicht in seinen Mantel, barg das heilige Öl an seiner Brust und bestieg den mit zwei hellbrennenden Laternen versehenen Wagen. Dann noch einige Abschiedsworte und das Gefährt setzte sich in Bewegung.

Der erste Weg war den Pferden spielend leicht geworden, jetzt aber hatte sich das Blatt gewendet. Tief sanken die Hufe der Tiere in den weichen, knisternden Schnee. Ein eisiger Wind hatte sich erhoben und trieb dichte Flocken gegen Pferde und Wagen. Die Tiere keuchten und schnauften unter der Anstrengung; der Schnee, der auf ihre von der Decke nicht geschützten Körperteile fiel, verwandelte sich in Augenblicken zu Wasser und stieg als leichter Dunststreifen empor.

Der Bursche auf dem Kutschersitz befand sich in einer keineswegs beneidenswerten Lage. Der eisige Wind erschwerte ihm das Atmen und die dicken Schneeflocken blendeten ihn. Er zog den Hut tief in die Stirn, schlang das dicke Wolltuch doppelt um den Hals und schützte sich, so gut es gehen konnte, gegen den durchdringenden Wind, der ihm die Zähne vor Kälte aufeinanderschlagen ließ.

Die beiden Laternen warfen nur einen blassen Lichtschein in die starre Dunkelheit voraus, so daß es kaum möglich war, einige Schritte weit zu sehen.

Dem alten Pfarrer in dem Wagen erging es nicht viel besser als dem Burschen. Wohl war er gegen den Schnee geschützt, doch die eisige Kälte, welche durch die Fugen des leichten Wagens drang, ließ seinen gebrechlichen Körper erschauernd zusammenfahren. Minuten schienen sich zu Ewigkeiten auszudehnen. Tiefes Schweigen herrschte ringsum.

Der frierende Kutscher tat sein möglichstes, die Tiere zu rascherer Gangart anzuspornen, doch diese, aufgehalten durch den tiefen Schnee, kamen nur langsam voran. Franz sah fast nichts von dem Weg, denn der hochaufwirbelnde Schnee nahm ihm jede Aussicht, desto mehr aber verließ er sich auf den Instinkt der Pferde, welche diesen Weg nicht zum erstenmal machten. Fester hüllte er sich in

seinen Mantel, tiefer zog er den Hut in die Stirn.

„Wären wir nur erst da", murmelte er leise. „Gott im Himmel, welche Kälte!"

Den Armen fror entsetzlich. Nach kurzer Zeit sprang er auf und peitschte auf die Pferde, von dem Gedanken getrieben, sich ein wenig Bewegung zu machen. Doch auch dieses Mittel half nichts. Endlich kauerte er sich zusammen und ließ die Pferde laufen, wohin sie wollten. Eine bleierne Müdigkeit, gegen die er vergebens anzukämpfen versuchte, überkam den jungen Menschen und wider seinen Willen fielen ihm die Augen zu. Schnaubend und keuchend stapften die Pferde weiter.

Ein plötzliches, gefahrdrohendes Schwanken des Wagens ließ Franz wieder emporfahren.

Allmächtiger! Hatte er geschlafen oder war es ein momentanes Sichvergessen gewesen? Sein Herzschlag drohte stillzustehen! Mit zitternden Händen zog er die Uhr. „Gleich drei!" murmelte er; dann sprang er erschrocken empor. Wo befanden sie sich nur? Sie mußten sich doch auf der Landstraße, welche nach dem Dorfe führte, befinden! Aber woher rührte das seltsame Schwanken des Wagens?

„Herrgott!" flüsterte er entsetzt. „Sollte ich vom Wege abgekommen sein?!"

Er spähte und spähte, bis die Augen ihn schmerzten, doch kein Stern, kein Licht drang durch die Finsternis. Nur lautlos fiel der Schnee um ihn her. Weiter und weiter schwankte der Wagen. Einer plötzlichen Eingebung folgend, lenkte Franz die Pferde nach rechts hinüber, doch auch hier ließ sich nichts erblicken.

„Sollten wir auf der Heide sein?" flüsterte er angstvoll. Doch

Wir hoffen wieder

Wirf in die Flut nur einen Stein,
So ziehn sich Ringe breit und breiter;
Die Kreise, die erst winzig klein,
Sie werden immer weiter, weiter;
Doch wenn allmählich sie verzogen,
Sind ruhig wie zuvor die Wogen.

So senkt sich oft ein bittres Leid
In unsres Glückes ruh'ge Wellen;
Es ziehet Kreise breit und weit,
Die mancher Hoffnung Schiff zerschellen;
Doch brechen dieser Ringe Glieder:
Wir lächeln und wir hoffen wieder.

H. Steinheuer

---

er mußte Gewißheit haben. Er hielt die Pferde an und sprang vom Wagen. Fast wäre er niedergestürzt, so steif waren ihm die Glieder gefroren. Bis zu den Knien sank er in den Schnee. Klopfenden Herzens bückte er sich und scharrte mit den Fingern den Schnee zur Seite, dann betastete er aufgeregt den Erdboden. Aber das waren keine Steine, was er da fühlte, kein Landstraßenschotter, das war kurzes, struppiges, jetzt allerdings hartgefrorenes, büschelartiges Gras und harte Sträucher –!

„Gerate um Gottes willen nicht in die Heide!" hatte ihm der Bauer noch eindringlich ermahnt. „Nun war er doch hineingeraten! „

Ein banges Gefühl krampfte ihm das Herz zusammen. Er öffnete den Wagenschlag. Der alte Pfarrer saß mit vorgeneigtem Kopfe in einer Ecke des Wagens und schien zu schlummern.

„Hochwürden", stammelte der junge Bursche, „Hochwürden, verzeiht mir, ich glaube, daß ich den Weg verfehlt habe! Ich weiß nicht mehr wo wir sind!"

Einen fragenden Blick warf der Geistliche auf den Sprechenden; dann, als er die angsterfüllten Gesichtszüge des Burschen erblickte, schien ihn eine leise Unruhe zu erfassen.

„Du bist vom Wege abgekommen, Franz? Ja, aber wo mögen wir denn hingeraten sein?"

„Ich glaube wir sind in der Heide, Hochwürden;"

„In der Heide? O, Franz, das ist schlimm. Was fangen wir denn nun an?"

„Ich weiß es nicht!" schluchzte plötzlich der junge Mann im Bewußtsein seiner Schuld. „O, Hochwürden verzeihen Sie mir, ich habe alles verschuldet! Ich habe geschlafen!"

„Still, still, Franz! Noch ist nicht alles verloren! Daß du vom Wege abgekommen bist, hätte auch geschehen können, wenn du nicht geschlafen hättest, denn es ist ja so finster, daß man kaum einen Schritt weit sehen kann. Wenn es nur nicht so entsetzlich kalt wäre!"

Er besann sich eine kurze Zeit, dann fuhr er fort: „Höre zu, was ich dir sage. Nimm eines der

Pferde und sieh zu, daß du das Dorf findest; denn allzuweit kann es doch nicht mehr entfernt sein! Vielleicht hört das Unwetter bald auf, und sobald es nicht mehr schneit, kannst du die Lichter schon in weiter Ferne sehen. Diese beiden Laternen werden hoffentlich noch einige Stunden brennen. Ich werde hier so lange warten."

Wie von einer schweren Last befreit, atmete der junge Bursche auf und warf einen dankbaren Blick auf den Pfarrer, dann machte er sich schnell daran, eines der Pferde auszuschirren. Dann saß er auf und ritt fort, so schnell er konnte, das Dorf zu suchen.

Wild sauste der Sturm über die stille Ebene; wie im tollen Spiel griff er gewaltige Schneemassen auf und führte sie wirbelnd mit fort. Ununterbrochen fielen dicke Schneeflocken zur Erde nieder, immer höher, immer dichter legten sie sich um das einsame Gefährt in der Heide, und die beiden Laternen bemühten sich vergebens, die Dunkelheit zu durchdringen.

Im Osten graute der neue Tag, als ein Reiter mit bleichen Zügen und schneebedecktem Mantel in das Dorf sprengte. Es war Franz, dem es erst bei Morgengrauen gelungen war, das Dorf zu entdecken. Schnell gab er den Leuten eine kurze Erklärung des Vorgefallenen, dann machten sich alle auf, den alten Priester zurückzuholen.

Nach langem Suchen fanden sie den Wagen, der in der weiten Ebene gleich einem kleinen Schneehügel emporragte. Hier hatte der Wind eine gewaltige Schneewehe geschaffen, da der Wagen das einzige Hindernis war, welches sich ihm auf seinem Wege entgegenstellte. Kein Holzteil des Gefährtes war zu erblicken, alles hatte der Sturm mit Schnee bedeckt.

Sich gegenseitig fragende Blikke zuwerfend, standen die Männer vor dem gewaltigen Schneehügel, aus dem nur die noch brennenden Laternen ihren letzten Schein warfen. Das Pferd war niedergestürzt, doch niemand achtete darauf.

Schnell öffnete Franz nun den Wagenschlag, doch entsetzt fuhr er zurück. Der Körper des Greises ruhte zusammengesunken auf den Polstern. Auf den stillen, bleichen Zügen lag noch der Ausdruck tiefen Friedens, doch die Hände, welche das Allerheiligste an die Brust gedrückt hielten, waren erstarrt. Die Seele des alten Priesters war zu Gott gegangen!

Franz der Knecht des Tannhofbauern, ist in den Orden der Trappisten eingetreten; denn der Gedanke, daß er, wenn auch ohne Absicht und durch Verknüpfung trauriger Umstände, den Tod des seiner Obhut anvertrauten Greises verschuldet hatte, wollte ihn nicht wieder verlassen.

Im Kloster, in strenger Selbstzucht und stets im Dienste Gottes tätig, hofft er dereinst Verzeihung zu finden.

* * *

Ave Maria!

Die Nacht entflieht,
Der Morgen glüht,
Und malet purpern Berg und Tal:
Da sei gegrüßt vieltausendmal,
O Mutter unsers Herrn,
Du schönster Morgenstern! —
Das Glöcklein geht,
Auf, zum Gebet!
Ave Maria!

Des Mittags Glanz
Erfüllet ganz
Die schöne Erde weit umher:
Da sei gegrüßet immer mehr,
O Mutter Gottes, rein,
Wie nie der Sonne Schein.
Das Glöcklein geht,
Auf, zum Gebet!
Ave Maria!

Der Abend sinkt,
Ein Sternlein blinkt,
Dann zahllos viele allzumal:
So sei gegrüßet ohne Zahl,
O Mutter, die da wacht
Für uns in dunkler Nacht!
Das Glöcklein geht,
Auf, zum Gebet!
Ave Maria!

Unsinnigkeiten der modernen Berichterstattung

von P. Joseph Schneider

Zeitung und Rundfunk haben seit Anfang ihres Bestehens schon immer eigenartige Giftblüten getrieben. Wir sind an den Stickstoff, den sie ausatmen und um uns verbreiten, mehr oder minder gewöhnt und machen uns deshalb nicht viel daraus. Aber hier und da werden wir dennoch durch besonders auffällige und aufdringliche Narreteien wie aus dem Halbschlaf aufgeschreckt.

Jeden Tag kannst du in der Generalanzeigerpresse von Mord und Skandalgeschichten lesen. Je grausiger desto besser! Der Ehebruch „hervorragender Persönlichkeiten" gehört seit langem in die Spalten der regulären Magazinausgaben. Der Sport – dieses entseelte Gewerbe – wird wie ein Religionsersatz im großen Stil verherrlicht und vergöttert. Die „Debts" oder Debutanten nehmen in manchen Tages- oder Wochenblättern eine hervorragende Stellung ein. Sie sind Backfische (junge Mädchen) aus den „besseren" Familien. Dürfen in der Präsidentenwohnung oder im Königspalast vor den Majestäten in ultramodernem Kleid vorbeimaschieren, ihnen die Hand drücken und vielleicht sogar mit ihren Kindern tanzen. Davon haftet dann ihnen und ihrer Persönlichkeit für ihr Lebtag etwas besonderes Empfelungswertes an. Ein besonderer Duft, ein eigenartiger Magnetismus, der sie befähigt und berechtigt, sich in „den besseren Kreisen" zu bewegen und eventuell in die „höheren Schichten" hineinzuheiraten. Vom Unsinn unserer Begräbnisberichte weißt du selber zu genüge. Sie müssen den Lebenslauf und die Familienverhältnisse des Verblichenen bis in die kleinsten Einzelheiten beschreiben und dürfen unter Todesstrafe keinen unerwähnt lassen, der den Sarg hat mittragen helfen. Wenn aber erst Hochzeit ist im Dorf, dann treten die Ortsblätter mit den Distriktsnachrichten in Aktion. Man sollte sie Ortsbesen nennen; denn sie kehren alles Geschwätz und allen Kaffeeklatsch wie in einem Haufen Gassenkehricht zusammen. Keine Besuche, keine Sommertrips entgehen ihrem Späherblick. Es gibt für sie keine Heimlichkeiten mehr. Jede Bewegung, die der George und die Kathrin machen, wird von ihnen getreulichst aufgefangen und an die große Glocke gehängt. Alles was reinkommt oder rausgeht in einer Ortschaft, wird gewissenhaft beobachtet und dem Moloch der öffentlichen Klatscherei ausgeliefert. Wehe aber den Hochzeitsleuten! Jede Braut ist selbstverständlich „pretty" und jeder Bräutigam „a handsome guy". Was sie aber anhaben, ist noch viel wichtiger und schöner als sie selber sind. Deshalb die Kleinmalerei über Kranz und Kleid und Blumenstrauß der jungen Frau. Die kleinliche Untersuchung des Rockes, der Hosen und Strümpfe des jungen Mannes. Es wird auch eigens hervorgehoben, ob sie einen Ring oder zwei am Altare ausgewechselt haben. Es wird gesagt, wer den Brautmarsch aus der Orgel gequetscht und den „song of the season" getrillert hat. Die Braut- und Blumenmädchen werden im Verein mit den Schwiegerleuten unter die Lupe genommen, und zu allerletzt wird noch erklärt, welche Garnitur die Neuvermählten sich für die Hochzeitsreise ausgesucht. – O Eitelkeit der Eitelkeiten!

Aus solchen Ingredienzen setzt sich der tägliche Speisezettel unsrer großen Tageszeitungen zusammen. Es ist in Amerika schon immer so gewesen. Es war so in Kanada bis Oktober 1951. Da kam der Fürstenbesuch und ließ all die oben erwähnten Sumpfkräuter noch üppiger ins Kraut schießen. Prinzessin Elisabeth mit ihrem Philip wanderten umher, nicht nur von der Geheimen Polizei umgeben, sondern von einer Meute Photographen und Berichterstatter förmlich umlagert. All ihre Bewegungen, vom Händewinken bis zum Nasenputzen, wurden von diesen wie in einem Hohlspiegel aufgefangen und in Eile ans Publikum weitergegeben.

Unter den Weibern herrschte den einen oder den andern Tag große Bestürzung, weil man nicht genau die Farbe des fürstlichen Kostüms ausmachen konnte. Herzliches Bedauern rief es hervor, daß man Betty's Abendkleid nicht im voraus angeben konnte. Andererseits war es eine freudige Überraschung, daß sie vor ihrer Dankesrede auf Schloß

Frontenac in Quebec für einen Augenblick Spiegel und Lippenstift gebrauchte. Das Essen, das die beiden einnahmen, wurde im Durchschnitt bis ins Kleinste beschrieben. Als unverzeihliche Beleidigung wurde es empfunden, daß der General-Gouverneur in Ottawa die Wein- und Speiseliste des Regierungsessens nicht herausgeben wollte. Das alles sind nämlich überaus wichtige Dinge auf dem Hintergrund von Korea und im Angesicht des drohenden Weltbrandes No. 3.!

Wenn man darüber nachdenkt, steht einem der Verstand still. Die arme Prinzessin war schon gleich nach ihrer Heirat taktlos bespitzelt worden. Jeder Zeitungsmensch suchte krampfhaft an ihr die Zeichen der ersten Mutterschaft zu finden, und seine Entdeckungen und Mutmaßungen wurden in Presse und Rundfunk rücksichtslos über alle fünf Erdteile ausposaunt. Das ist nicht mehr Ehrfurcht und Anhänglichkeit; das ist respektlose Aufdringlichkeit der allerschlimmsten Sorte. Es ist Unmenschlichkeit der grimmigsten Art. Die Opfer solchen Wahnsinns müssen sich die ganze Zeit über wie in einem Schraubstock fühlen. Sie müssen abends nach all dem Lärm und der kleinlich-peinlichen Umlagerung aufatmen, daß sie endlich einige Stunden für sich allein sein können. Und wenn sie aufstehn, müssen sie sich stöhnend in die Haare greifen in Erwartung alles dessen, was ihnen wiederum bevorsteht.



Bisweilen schien das gesunde Urteil in all dem Getriebe wie die Sonne hinter dunklen Wolken durchzubrechen. Haben sich die Helden jener Untersuchungen doch am Ende ihrer Pöbelei geschämt? Kamen sie sich in Stunden des Alleinseins und der stillen Überlegung lächerlich vor? Sträubte sich ihr natürliches Empfinden gegen die Überspitztheiten ihres Gewerbes?

In Ottawa und Toronto wurden Tausende aus den führenden Kreisen den Fürstlichkeiten vorgestellt. Ihre Königliche Hoheit schien von der Prozedur ganz und gar erschöpft. Die Stadt Edmonton im nüchternen Nordwesten hat davon Notiz genommen und den Unsinn von ihrem Programm gestrichen. Es verfehlte seinen Eindruck nicht. Das Zeitungsgewerbe zeigte auf einmal in einem lichten Augenblick großes Verständnis für solch menschliches Betragen und approbierte es von Herzen. In Victoria wurd sogar für das hohe Paar eine Erholungspause vorgeschlagen; für einige Tage sollte es dort ungestört verschnaufen können. Vom Osten her kam ermutigender Zuspruch, den Vorschlag huldvollst zu gewähren. Bald stimmte alles überein, die Zwei für eine kurze Frist nicht all zu stark zu „covern". So konnten die Vielgeplagten schließlich für drei Tage mal allein sein, ihre müden Glieder nach Belieben ausstrecken und sich unbeachtet die Nase putzen. Sie werden dem Himmel dafür gedankt haben.

Was soll man nun von der Sammlung und Handhabung der Neuigkeiten durch die moderne Presse denken?

Ich meine, sie sind von jedem Standpunkt aus sehr zu bedauern. Welche Möglichkeiten bieten sich doch dem Rundfunk und der Tageszeitung für die Erziehung und geistig-geistlichen Hebung der breiten Massen! Sie werden leider all zu wenig beachtet und ausgenutzt. Der Großteil dessen was uns aufgetischt wird, tut im Durchschnitt viel mehr Schaden als Nutzen. Es sollte mit Verachtung gestraft und totgeschwiegen werden. Warum die Windbeutelei nähren und die krankhafte Neugierde pflegen? Im „Alten Land" schüttelt man den Kopf über die

Art unserer Hochzeits- und Sterbeberichte. Man möchte fast vor Lachen platzen. Man fragt sich, wie man so viel Papier und Druckerschwärze auf solche Dummheiten verschwenden kann. Hierzulande hat man leider solche Bedenken nicht. Geschäft ist Geschäft, und die Habsucht gibt nichts um Gewissensfeinheit und den gottgegebenen Werterang der Dinge. Um des verfluchten Dollars willen versteift sie sich darauf, das Niedrige, Sündhafte und Gemeine an die Oberfläche und ins helle Tageslicht zu ziehen.

Es verrät einen empfindlichen Mangel an Religion, Tugend und innerem Feingefühl. Menschen, die sich entschieden an den ewigen Dingen orientieren, werden nie solch empörendem Unsinn verfallen. Aber es bewahrheitet sich hier die alte Erfahrung: Wenn ein Mensch die Weisheit Gottes verläßt, macht er sich selber zum Narren. Die Art und Weise unsrer Berichterstattung offenbart auch den Bankerott des gesunden Menschenverstandes. Bringen ihre Vertreter sich nicht mit sich selbst in Widerspruch? Dieselben Menschen, die solch ein Aufruhr machten um den Fürstenbesuch, wollen im Alltagsleben die waschechtesten Demokraten sein. Sie haben nichts übrig für die Aristokratie mit dem blauen Blut in den Adern. Rümpfen über sie die Nase. Geben ihnen verächtliche Namen wie „big shots, upper tendom oder sawciety". Kommen aber die Blaublutigen eines Tages im Sonderzug angeschossen, oder fahren sie im Auto unter einem Plastikdeckel durch die Stadt, dann verfällt man der Sentimentalität. Dann läuft alles was Beine hat sie zu sehen. Tausende stehen stundenlang, wie in Winnipeg, im Schneegestöber und beißzendem Nordwind und strecken ihre Hälse wie Cordions, um nur einen Blick von dem erhabenen Antlitz ihrer Hoheiten zu erhaschen, und wenn es gelingt, dann rühmen sie sich darob ihr Leben lang.

Man klagt über die Knappheit in der Versorgung mit Druckpapier. Kein Wunder, wenn man Tonnen und Tonnen von dem kostbaren Stoff auf Albernheiten und Liederlichkeiten verschwendet!

Man macht sich ernste Sorgen um die steigende Macht des Kommunismus. Unsre Pressezigeuner haben, streng genommen, keinen Grund dazu; denn sie arbeiten dem Ungeheuer in die Arme. Unsre Armen und Notleidenden haben kaum Futter genug, um ihre vor Hunger schlotternden Glieder zusammen zu halten. Um den nötigen Brand für den Winter zu ergattern, müssen sie lange Fragebogen ausfüllen und sich peinlichen Verhören unterziehn. Zu gleicher Zeit lesen sie in den Tagesblättern, wie bei gewissen Gelegenheiten verschwenderisch mit öffentlichen Geldern umgegangen wird. Das wirkt nicht beruhigend; es reizt zur Erbitterung. Kein Wunder, daß einmal in London nach einer ähnlichen Zeremonie ein Trupp von Arbeitslosen vor dem Rathaus zum Protest aufzog. Sie trugen einen schwarzen Sarg mit einem großen Schild darauf: „Er erhielt keine Winterhilfe und mußte verhungern." Eine traurige Geschichte!

Das Traurigste in unsrer „Volkserziehung" ist die Abstumpfung des Feingefühls für das, was sich nicht schickt. Falsche Wertbegriffe werden eingeimpft. Nicht Gnade zählt und Gotteskindschaft und sittliche Größe. Nicht einmal mehr persönliche Leistung. Was wichtig ist im Leben, ist hohe Abstammung, für die keiner was kann; leere Namen und Titel; Gesellschaftsantrag; Spaarguthaben an der Bank; teure Kleider; irdischer Erfolg, selbst wenn er mit Ehre und Gewissen erkauft worden ist. Es ist die Jagd nach Seifenblasen, wozu das Volk erzogen wird; die Verehrung und Anbetung falscher Götter.

Wenn man sich das alles recht überlegt, kann man nur noch seufzend stöhnen: O Tempora, o Mores! O zwanzigstes Jahrhundert, o Amerika! Wo seid ihr hingeraten! Wie hoffnungslos habt ihr euch verrannt!

* * *

Wer will der Menge widerstehn?
Ich widerstreb ihr nicht, ich laß sie gehn:
Sie schwebt und webt und schwankt und schwirrt,
Bis sie endlich wieder Einheit wird.

Goethe

* * *

Nichts Besseres gibt's auf dieser Welt, als einen Mann, der Farbe hält.

Vielerlei Prediger

St. Martinsbote

Es war im Krieg. Ein Kaplan war eifriger Sanitätssoldat. Gar manchem Kameraden hat er das Leben gerettet. Sein Chef, der Arzt, war ungläubig. Er gab dem Kaplan gute Lehren, wie „dumm" er doch sei in seinem Glauben. Eines Tages sollte ein Verwundeter operiert werden. Da mischte sich der Kaplan drein: „Herr Doktor, das machen sie ja falsch, was Sie jetzt tun, Sie müssen weiter drüben schneiden!" – Hören Sie mir auf, Sie sind kein Fachmann, was verstehen Sie davon!" war die grobe Antwort. Der Kaplan schwieg. Als der Verwundete nicht mehr zu retten war, schickte er sich an, ihn zu versehen. „Das ist unnötig, unsinnig!" sagte der Arzt. „Tod und aus;" – „Hören Sie auf, Sie sind kein Fachmann, was verstehen Sie als Ungläubiger davon!" Da schwieg nun doch der Arzt betroffen.

In unseren Kirchen wird auf der Kanzel das Wort des Glaubens verkündet, das Leben aus dem Glauben angeregt und eifrig gepflegt. Die Predigt hält der Priester im Auftrage Christi, der sagte: „Gehet hin und lehret alle Völker!" Er hat die Sendung, er hat das Evangelium in der Hand, den sicheren Kompaß des Lebens.

In der Welt draußen stehen oft andere Kanzeln. Dort wird auch eifrig gepredigt. Die Prediger aber haben keine sicheren Kompasse. Sie predigen nur Menschenweisheit oder verbreiten nur Menschenwitz.

Wir kennen diese Prediger. Aus ihren Worten und aus ihren Werken. Da predigt einer: Menschen genießt, das Leben dauert nicht lang! und er findet gläubige Zuhörer, die sich so gerne nach seinen Worten richten.

Dort predigt einer: Das Höchste ist Gut und Geld, schaut, daß ihr was ergattert und errafft! Und die Zuhörer handeln nach diesem Lebensrezept.

Wieder einer predigt: Weg mit allen schwächlichen Gefühlen, keine Rücksicht, kämpfet, hasset, hasset! Und dieser Same findet bereite Herzen, er geht heute besonders gut auf, weil das Weltwetter ihm recht günstig ist, und die Menschen ersticken dann im Hasse.

* * *

Das Leben lehren
ist der Weisen Arbeit,
Das Leben kennen
ist des Wissens Ziel.
Scheffer

* * *

Predigt nicht auch einer: Gott ist tot, der Mensch ist Gott! Es ist nichts außer dir, es gibt nur eine Materie! Und die Menschen nehmen die Botschaft auf. Das Ende ist ein Menschenleben ohne höheren Sinn, Menschenleben in Masse, Menschenleben ohne wahres, freies Menschentum. Es gibt auch Prediger, die sich tarnen. Kommen in Schafskleidern, sie führen heilige und fromme Worte im Munde, sie sprechen von Christus, aber sie zerstören sein heiliges Vermächtnis, die Kirche.

Und dann gibt es manchen Prediger im weißen Papiergewand, die Presse. Diesen wird so viel geglaubt, weil es eben „schwarz auf weiß dasteht!" Da kann man nur sagen: Papier ist geduldig, Menschen sind töricht!

Das sind sie, die Kanzeln der Welt und noch andere. Wer könnte sie auf einer Seite alle aufzählen. Das sind die Prediger ohne Gottes Gnaden.

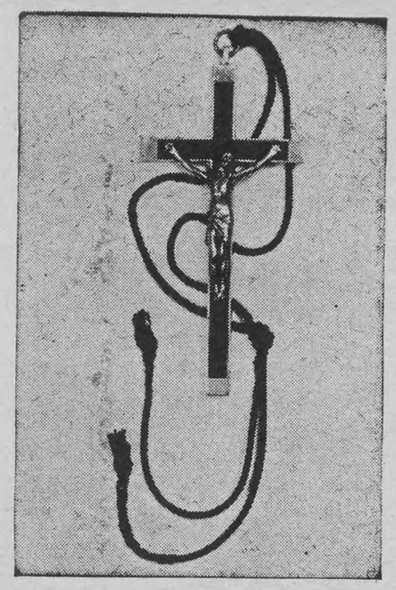
Ihnen gegenüber steht der Meister und einzige Prediger, Christus, der sagt: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen!" Seinem Worte, seiner Heilsbotschaft sind die Kanzeln in der Kirche, ist die katholische Presse in der Welt offen; seiner Botschaft erschließen sich die gläubigen Herzen. Ihm dient der Mund des Priesters. Donoso Cortes, zuletzt spanischer Gesandter in Frankreich, war ein eifriger Predigthörer, auch wenn die Predigt in einer kleinen Dorfkirche und der Prediger ein schlichter Landpfarrer war. Seine Freunde fragten ihn, wie er als Mann von solch überragendem Geist an einer einfachen Predigt Geschmak finden könne, er gab schön zur Antwort: „Wenn der Priester spricht, sehe ich Gott hinter ihm."

Gottes Wort bleibt. „Gottes Wort läßt sich nicht in Ketten schlagen." (2. Tim. 2, 9) Gottes Wort ist das Heil in dieser Zeit und auch in alle Ewigkeit.

Eugen von Mazenod der Nährvater seiner Missionare

von P. Nikolaus Kowalski, O.M.J., Rom

(Monatsblätter)



Missionsgeist und Missionsbegeisterung waren von Anfang an die Grundpfeiler der Oblatenregel gewesen. Ihr Wahlspruch: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt", und das herrliche Wort der Vorrede zur Regel: „Alles muß gewagt werden, um das Reich Gottes auszubreiten, das Reich Satans aber zu zerstören", ist ein Kompendium der Missionsauffassung der Oblaten. Das Generalkapitel nahm am 29. 9. 1831 einstimmig den Vorschlag an, einige Patres in die auswärtigen Missionen zu schicken, „da die Mehrzahl der Oblaten darauf brenne, ihr Leben zur Ehre Gottes und zum Besten der Genossenschaft der Bekehrung der Heiden zu weihen." Am 10. 4. 1832 bat der Stifter die Propaganda um die Missionen in Nordafrika. Diesem Wunsche wurde nicht stattgegeben, weil die französische Regierung nur staatlich anerkannte Missionare in ihren Kolonien duldete. Im Jahre 1841 erging mit der Missionsbitte des kanadischen Bischofs Bourget von Montreal der Missionsruf an die Oblaten. Alle Mitglieder der Genossenschaft stellten sich einmütig für die Mission zur Verfügung. Am 28. 9. 1841 traten vier Patres und zwei Brüder, ein Achtel der Genossenschaft, die Missionsreise nach Kanada an. 1845 zogen die Oblaten nach dem Nordwesten Kanadas, 1847 zum Oregon, 1849 nach Texas und Algier und endlich 1851 nach Natal in Südafrika.

Mit der Übernahme der auswärtigen Missionen hatte sich der Stifter eine neue schwere Last auf die Schultern geladen. Wir wollen hier nicht von der Sorge Eugens von Mazenod um den inneren und äußeren Aufbau der Mission sprechen, sondern nur von den Mühen und Sorgen, die er sich um die Beschaffung der notwendigen Missionsmittel machte. Da der Stifter sein persönliches Vermögen und die Einnahmen der Oblaten in Europa für den Unterhalt der etwa 100 Scholastiker und Novizen nötig brauchte, war er für die Missionsgaben ganz auf die Unterstützung des Werkes der Glaubensverbreitung angewiesen. Die Missionen, welche die Oblaten zu Lebzeiten des Stifters übernahmen, waren entweder Missionsgebiete, die lange brachgelegen hatten, wie am Saguenay, am Ottawa und auf Ceylon, oder Missionsfelder, die ganz neu in Angriff genommen wurden, wie der weite kanadische Westen, oder besonders schwierige Arbeiten, wie in Natal und Texas, die von andern Missionsgesellschaften abgelehnt wurden. Obwohl die Oblaten auf Neuland arbeiteten, wo noch alles zu schaffen war, verlangte der Stifter vom Werk der Glaubensverbreitung nur die Hälfte von dem, was andere Missionen in denselben Verhältnissen empfangen hatten. Eugen von Mazenod war sich bewußt, daß die Zuwendungen des Werkes der Glaubensverbreitung oft die Pfennige der Armen waren, die sie sich vom Munde abgespart hatten, um mitzuhelfen, das Gottesreich weiter auszubreiten. Aus dem Grunde beantragte er nur das Allernotwendigste für Reisen und Unterhalt. Wenn der Stifter die Anforderungen der einzelnen Missionen einreichte, dachte er an die großen Lasten, die das Werk der Glaubensverbreitung trug, andererseits auch an die Tatsache, daß die Missionare Ordensleute waren, die das Gelübde der Armut abgelegt hatten.

Jedes Jahr wurden die Anforderungen der Missionare vom Stifter selbst und seinem Generalrat nach diesem Gesichtspunkte gewissenhaft geprüft. Die Missionare lebten dürftiger als die

ärmsten Priester in Europa. Im Interesse der Mission verzichteten sie sogar auf das Allernotwendigste. Um die Missionsalmosen nach der Meinung der Geber nur für die Glaubensverbreitung zu verwenden, nährten sie sich vielfach wie die Eingeborenen von dem, was das Land ihnen bot. Am Oregon verzehrten die Missionare Hunde und Wölfe als Leckerbissen, sie gingen barfuß, weil sie sich keine Schuhe kaufen konnten; aus Decken schneiderten sie sich die Soutanen zurecht.

Ein guter Teil der Unterstützungen des Werkes der Glaubensverbreitung mußte zur Bestreitung der Reisekosten für die Missionare verwandt werden. Die Reise nach Kanada kostete 1350 Franken, von Montreal bis St. Boniface, wo man ungefähr zwei Monate unterwegs war, rund 600 Franken. Die eigentlichen Missionsreisen waren nicht billiger. In Kanada mußte der Missionar einem Ruderer im Monat 15 bis 20 Dollar und die Kost geben; für eine Reise brauchte man aber wenigstens sechs Ruderer. Die Preise für die unbedingt notwendigen Sachen waren entsprechend hoch. So kostete in Kanada zB eine Flasche Meßwein 80 Franken. Am meisten Sorge machte dem Generaloberen in der Hinsicht stets die Mission von Ceylon. Die Fahrt zur Perleninsel kostete 2000 Franken, weil die Engländer sich für die Durchfahrt durch das Rote Meer Monopolpreise zahlen ließen. Um am Reisegeld zu sparen, reisten die Missionare als Zwischendeckpassagiere. Als 1851 das Reisegeld für die Ceylonmissionare trotz allen Bemühens nicht zusammengebracht werden konnte, entschloß sich der Stifter, seine Missionare die gefährliche Reise um das Kap der Guten Hoffnung auf einem Segelschiff machen zu lassen. Lieber setzte er seine Söhne den Fährnissen einer 4 bis 5 Monate langen Seereise aus, als daß er eine Mission, die Hilfe brauchte, im Stiche ließ. Obwohl die Finanzlage des Bischofs von Marseille immer angestrengt war, sprang er doch stets ein, wenn sonst niemand helfen konnte. So brachte er die 1500 Franken auf, die noch am Reisegeld der ersten Ceylonmissionare fehlten, nachdem er schon 1848 5000 Franken aus eigener Tasche für die Reise von Missionaren nach Kanada gezahlt hatte. Als der Kirchbau in Bytown (heute Ottawa) 1845 ins Stocken geriet und die ganze Mission gefährdet war, spendete er 1000 Louisdor. Zum Kolleg in derselben Stadt legte der Stifter 1848 mit einer bedeutenden Spende den Grundstein.

Eugen von Mazenod hatte die Werbekraft der Presse für die Missionen und das Werk der Glaubensverbreitung klar erkannt. Darum machte er schon 1846 den Vorschlag, die Jahrbücher des Werkes der Glaubensverbreitung, damals die einzige Missionszeitschrift, die in der katholischen Welt erschien, allmonatlich zu verlegen. Um die Dankespflicht gegen das Werk der Glaubensverbreitung in etwa abzutragen, bot er sich im Namen seiner Missionare als Mitarbeiter an den Jahrbüchern an. Laufend schickte er von nun an die Briefe der Missionare von der Hudsonbai, vom Oregon, von Buffalo, Texas, Ceylon und Natal an die Redaktion. Immer wieder be-

---

Mir macht der Böse keine Not;
Ich dresch ihn schief und krumm
Und pflüg und hau und grab ihn tot
Und mäh ihn um und um.

Und wird's mir auch bisweilen schwer;
Mag's doch! Was schadet das?
Ein guter Schlaf stellt alles her,
Und morgen bin ich baß.

Und fange wieder fröhlich an
Für Frau und Kind. Für sie
Solang ich mich noch rühren kann,
Verdrießt mich keine Müh'.

Ich habe viel, das mein gehört,
Viel Gutes hin und her.
Du droben hast es uns beschert;
Beschere mir noch mehr!

Gib, daß mein Sohn dir auch vertrau',
Weil du so gnädig bist;
Lieb ihn und gib ihm eine Frau,
Wie seine Mutter ist.

Matthias Claudius

stand er darauf, daß die Jahrbücher Berichte aus den Oblatenmissionen bringen sollten, damit bei den Lesern nicht der Eindruck entstände, die Oblaten arbeiteten nicht in den Missionen. Besonderen Wert legte der Stifter auf die Veröffentlichung der Liste der ausreisenden Missionare in den Jahrbüchern. Immer wieder mahnte er den Schriftleiter, er möge nicht versäumen, die Namen der scheidenden Oblatenmissionare in der nächsten Nummer zu bringen. Denn, so sagte er, die Angehörigen erwarten, daß die Namen ihrer Missionare bekanntgegeben werden. Außerdem würden manche, die bei den Oblaten eintreten wollen, um in die Missionen zu gehen, von ihrem Vorhaben abgehalten werden, wenn sie niemals in den Jahrbüchern die Ausreise von Oblatenmissionaren verzeichnet fänden. Sie müßten mit Recht annehmen, ihre Vorgänger, die mit derselben Absicht bei den Oblaten eingetreten sind, wären in der Heimat zurückgehalten worden.

Um die Verbindung zwischen den einzelnen Provinzen und Missionen reger zu gestalten, ließ der Generalobere 1855, 1856 und 1859 einen Jahresbericht über die Tätigkeit der Oblaten drucken. Der Generalrat beschloß am 27. 1. 1859 die Gründung einer eigenen Zeitschrift und ernannte auch schon den Schriftleiter. Doch erst nach dem Tode des Stifters erschien im Jahre 1862 die erste Numer der „Missions." Mit Rücksicht auf die Jahrbücher des Werkes der Glaubensverbreitung, die ihre Monopolstellung nicht aufgeben wollten, blieben sie auf den Vertrieb innerhalb der Ordensfamilie beschränkt.

Eugen von Mazenod wollte nichts unternehmen, was dem



Werk der Glaubensverbreitung vermeintlich oder tatsächlich geschadet hätte. Er war von einem Gefühl tiefer Dankbarkeit für dieses Werk erfüllt, das er bei Gelegenheit "die lebendige Vorsehung für die auswärtigen Missionen" nannte. Er selbst fühlte sich verpflichtet, für seine Ausbreitung zu arbeiten, einmal als Bischof, um dem Missionsauftrag des Herrn an die Apostel nachzukommen; anderseits als Generaloberer der Oblaten, aus der Verpflichtung, die die Dankbarkeit ihm auferlegte. Der Dankbarkeit für die Vergangenheit entsprach das feste Vertrauen, daß das Werk der Glaubensverbreitung seine Söhne auf dem Missionsfelde nicht im Stich lassen werde. Drei Wochen vor seinem Tode, nachdem er schon seit über drei Monaten das Bett hüten mußte, schrieb Eugen von Mazenod seinen Abschiedsbrief an den großen Wohltäter seiner Missionare. Noch einmal dankte er für jegliche Unterstützung, die das Werk den Glaubensboten unter seinen Söhnen angedeihen ließ. Er empfahl keine Mission dem besonderen Wohlwollen des Zentralrates; denn alle verdienten es im gleichen Maße. Der Stifter verlangte nicht, daß das Werk der Glaubensverbreitung allein für die Ausgaben der Oblatenmissionen aufkomme, er bat aber, denen weiterzuhelfen, welche die größte Last tragen.

Der sterbende Ordensobere bat nicht um eine Unterstützung, die den Missionaren ein bequemes, sorgenfreies Leben ermögliche, sondern um soviel, wie sie für ihren einfachen, ärmlichen Unterhalt brauchen, um den Anforderungen ihres harten Apostellebens gewachsen zu sein.

* * *

Wie wunderbar,
Daß wir im Glück das rechte Glück vermissen
Und glücklich sind,
Wenn wir vom Glück nichts wissen.

Die Geldrolle

Erzählung von H. Weber.

Ein Frühlingstag ging zur Neige.

Durch den blühenden Kastanienbaum, der das Wohnhaus des Holzhändlers Petersen überragte, leuchtete die untergehende Sonne; wie ein breiter Goldstreifen huschte ihr Lichtschein über den Erdboden hin und drang auch durch das geöffnete Fenster eines niedriggelegenen Zimmers, doch vermochte er nicht die Schatten von der Stirn des alten Mannes zu verscheuchen, der eifrig rechnend an seinem Schreibtische saß.

Vor dem Holzhändler lag ein aufgeschlagenes Buch, in welchem die Außenstände verzeichnet standen, die jetzt nach Jahresschluß getilgt sein mußten; doch fast umsonst hatte Petersen seine Zahlungsaufforderungen fortgeschickt: nur ein einziger seiner zahlreichen Schuldner hatte soeben eine größere Abzahlung gebracht, jene sieben Goldrollen, die auf einer Ecke des Schreibtisches halb verdeckt unter Schriftstücken lagen.

Sinnend schaute der alte Mann auf das Geld nieder, dann schüttelte er betrübt den Kopf und murmelte: „Es ist eine böse Zeit, und wenn diese Arbeitsflaue noch lange andauert, wird mancher kleine Meister sein Geschäft schließen müssen."

Ein Klopfen an der Tür unterbrach seinen Gedankengang. Ein junger Mann mit bleichen bekümmerten Gesichtszügen, augenscheinlich ein Handwerker, betrat das Zimmer und grüßte verlegen.

„Ach, Sie sind's, Wilbrand! Was führt Sie denn hierher?" rief Petersen freundlich und führte den Mann in die Nähe des Schreibtisches, wo er ihm einen Stuhl hinreichte und sich selbst wieder in seinen Sessel niederließ. „Sie haben doch an den Kiefernbrettern, die Sie letzthin von mir bezogen, nichts auszusetzen?

„O nein, Herr Petersen; das Holz ist gut und trocken wie immer," antwortete Wilbrand, der junge Tischlermeister, zögernd. „Leider muß ich Sie bitten, mir betreff der Bezahlung einige Wochen Aufschub zu geben. Ich habe ein große Ladeneinrichtung fertiggestellt, kann aber trotz aller Mühe das Geld noch nicht bekommen, so daß ich selbst in arge Bedrängnis geraten bin, aus der ich kaum mehr einen Ausweg weiß. Dazu ist meine Frau schon seit mehreren Wochen krank, und da ich gestern nicht mehr wußte, woher ich das Geld für die Medizin nehmen sollte, habe ich meine Uhr ins Leihhaus tragen müssen."

„Der Tausend! So weit ist es schon gekommen?" rief Petersen bestürzt und wollte noch etwas hinzusetzen, doch da in diesem Augenblick die Klingel des Fernsprechers im Nebenzimmer ertönte, sprang er auf und eilte nach kurzer Entschuldigung hinaus.

Als er nach einigen Minuten zurückkehrte saß der Tischler noch auf seinem Platze, doch hatten die Gesichtszüge des jungen Mannes jetzt ein solch todbleiches Aussehen angenommen, daß Petersen bedauernd sagte:

„Es scheint Ihnen wirklich schlecht zu gehen, Wilbrand; ich will doch sehen, ob ich etwas für Sie tun kann. Unter meinen Bekannten werde ich für Sie wohl keine Arbeit auftreiben können, die sofort bezahlt wird; auch schrieb mir gestern ein guter Freund, daß ich ihm einen tüchtigen Tischlermeister nennen möchte, der die Anfertigung von Möbeln übernähme . . . Wo habe ich doch nur den Brief gelassen?–"

Er schaute suchend auf dem Schreibtisch umher, griff zwischen

---

Lieber Dienst

Ich wollt' mich zur lieben Maria vermieten,
Ich sollt' ihr Kindlein helfen wiegen.
Sie führte mich in ihr Kämmerlein,
Da waren die lieben Engelein,
Die sangen alle: „Gloria!"
Gelobt sei Gott und Maria!

Des Knaben Wunderhorn

die Schriftstücke und streifte auch mit einem Blick die halbverdeckten Geldrollen.

Dabei stutzte er plötzlich und schaute schärfer hin.

Aber es war keine Täuschung, die ihn für einen Augenblick gefangennahm – nur sechs Geldrollen lagen vor seinen Augen; die siebente war verschwunden.

Wie in jähem Schreck zitterten die Hände des alten Mannes. Schon öffnete er den Mund, um einen Ruf des Erstaunens auszustoßen, doch dann bezwang er sich und suchte scheinbar nach dem verlorenen Brief, dabei krampfhaft hinundherdenkend, was nun geschehen müsse.

Der junge Tischlermeister war zuerst mit angstvollen Blicken den Bewegungen Petersens gefolgt; jetzt beugte er den Kopf und sank zitternd in sich zusammen, als ob er etwas Fürchterliches erwartete, das jetzt über ihn hereinbrechen würde. Doch nichts dergleichen geschah.

Schwer atmend richtete Petersen sich wieder empor und legte die Hand auf die Schulter des regungslos Dasitzenden.

„Verzagen Sie doch nicht, Wilbrand!" begann er dann mit leisem Beben in der Stimme, „keinem Menschen bleiben schwere Stunden erspart, und auch für Sie werden wieder bessere Tage kommen! . . . Auch mir hat es früher herzlich schlecht gegangen und oft ist die Versuchung so übermächtig stark an mich herangetreten, daß ich mich ihrer kaum noch zu erwehren vermochte – und doch habe ich gesiegt im Kampfe, bin trotz Not und Sorge ein ehrlicher Mann geblieben und danke täglich meinem Herrgott dafür. . . Solange man noch rein und ohne Tadel dasteht, ist noch nicht alles verloren; auch der Arme kann emporsteigen, solange er nicht vom rechten Wege abweicht – hat ein Mann aber die Ehre und das Selbstvertrauen verloren, dann ist der Abgrund geöffnet, der ihn über kurz oder lang verschlingen wird. . . . Darum denken Sie an meine Worte, Wilbrand, und handeln sie danach – fürchten Sie die Schande und den Abgrund!"

Der alte Mann schwieg und trank hastig aus dem Wasserglas, das auf dem Schreibtisch stand; dann fügte er freundlich hinzu:

„Wenn ich mich nicht irre, sind auch hier im Hause kleine Arbeiten vorzunehmen, die Sie heute oder morgen ausführen könnten und die ich Ihnen sofort vergüten würde. Ich will einmal nachsehen und komme in einigen Minuten zurück."

Er schritt eilig hinaus und kehrte erst wieder nach geraumer Zeit zurück. Als er wieder in das Zimmer trat, hatte sich dort scheinbar nichts geändert, doch auf den Zügen des bedrängten Tischlermeisters lag jetzt ein anderer Ausdruck.

Wie stille Freude und heiße Dankbarkeit leuchtete es aus seinen Augen und ehe Petersen es verhindern konnte, hatte er dessen beide Hände ergriffen und drückte sie leidenschaftlich, ohne ein Wort zu sprechen. Dann ließ er sich die vorzunehmende Arbeit zeigen und eilte fort, um sein Arbeitszeug zu holen und noch heute zu beginnen.

Der alte Holzhändler hatte sich wieder an seinen Schreibtisch gesetzt und blätterte in den Büchern. Mit ernsten Blicken schaute er auf die Geldrollen, die wieder vollzählig auf ihrem Platze lagen, und murmelte leise: „Ja, ja, die Not, die harte Not!"

Dann vertiefte er sich wieder in seine Arbeiten.

Sieh ein Ding von beiden Seiten, nicht nur von deiner an! Ein anonymer Schriftsteller stellt dies folgendermaßen dar:

„Wenn der andere so handelt, ist er eklig;

Wenn du es tust, sind's die Nerven.

Wenn er bei seiner Meinung beharrt, ist er eigensinnig;

Wenn du es tust, ist es eben Standhaftigkeit.

Wenn er deine Freunde nicht mag, hat er Vorurteile;

Wenn du seine nicht leiden kannst, beweist du einfach gute Menschenkenntnis.

Wenn er versucht entgegenzukommen, will er sich einschmeicheln;

Wenn du es tust, bist du taktvoll.

Wenn er Zeit braucht, etwas zu tun, ist er tödlich langsam;

Wenn du Ewigkeiten brauchst, bist du bedachtsam.

Wenn er sich an Kleinigkeiten klammert, ist er verschroben;

Wenn du es tust, bist du nur kritisch."

* * *

Behalte Hoffnung stets im widrigen Geschick
Und eine heitre Stirn bei trüben Sorgen,
Genuß für jeden Augenblick
Und einen Wunsch noch für den andern Morgen.

Köpken

Eine grosse Schlesierin unserer Zeit

Zum 60. Geburtstage von Edith Stein

von Hans Liebrecht

Fortsetzung

Die gefeierte Rednerin

Durch ihren Beitrag zu Husserls Jahrbuch, diesem zum 70. Geburtstage gewidmet (Husserls Phänomenologie und die Philosophie des hl. Thomas von Aquin, Halle 1929) wurde die katholische Welt aufmerksam auf Edith Stein. Nachdem ihr Vortrag in Ludwigshafen über den „Eigenwert der Frau in seiner Bedeutung für das Leben des Volkes" ihren Ruf als Rednerin begründet hatte, mußte sie in Heidelberg, Freiburg, München, Köln, Augsburg, Zürich, Salzburg, Wien und Prag sprechen. Dabei gewann sie manchen Freund, wie z.B. Dr. Waitz, den Fürstbischof von Salzburg, und Peter Wust. Vortragsreisen führten sie noch ins rheinisch-westfälische Industriegebiet und in die Schweiz. Anfangs September 1932 treffen wir sie in Paris, um an einer Arbeitstagung über Phänomenologie und Thomismus teilzunehmen. Bei solchen Gelegenheiten durfte sie sogar in Vertretung Husserls sprechen. Es konnte wohl auch vorkommen, daß man ihr vorwarf, sie betone zu stark das Übernatürliche. Dann erwiderte sie lebhaft, sie wollte überhaupt an kein Rednerpult treten, wenn sie davon nicht sprechen dürfte. Ihr Auftreten war ungewöhnlich bescheiden. Es kam vor, daß es der Veranstalter für nötig fand, den Erschienenen einleitend zu sagen, die jugendliche Erscheinung der Rednerin möge sie nicht befremden, sie sei immerhin schon 36 Jahre alt. „Wirklich, die Haltung ihrer feingliedrigen Gestalt, die sanften Farben ihres so edel geformten Antlitzes, das volle Haar, das schlicht gescheitelt war, vor allem aber der Glanz ihrer dunklen Augen hätten einer Zwanzigjährigen Ehre gemacht. Nichts in ihren Zügen verriet die jüdische Abstammung. Die Kleidung war den Umständen angepaßt, aber stets einfach. So stand sie am Rednerpult, mit ruhiger Sicherheit, mit klarer, verständlicher Stimme, ohne Geste, ohne Pathos, sprechend, wie beim Unterricht auf dem Katheder. Zuweilen war der Erfolg ein überwältigender und die Ruhmeserhebungen, die sie umfluteten, fast gefährlich. Jeder wollte sie sehen. Aber während noch alles von ihr sprach und die Zeitungen ihre Besprechungen brachten, saß sie schon wieder in Speyer über die Aufsatzhefte ihrer Schülerinnen geneigt, als sei nichts gewesen." (Schw. Teresa Renate.)

Die stille Beterin

1927 durch den Tod ihres Seelenführers Prälaten Schwind geistlich verwaist, ging sie auf Anraten ihres Freundes P. Erich Przywara SJ. zu Ostern 1928 nach Beuron. Dieses bekannte Benediktinerkloster wurde ihr bald zur Seelenheimat, und hier verbrachte sie in der Folge alljährlich die Kartage und das hohe Osterfest. Ihre Ausdauer war ganz ungewöhnlich. So hatte sie, als sie im Jahre 1932 am Heiligen Abend bei den Ursulinen in Dorsten war, von der Matutin bis nach der Christmette unbeweglich an derselben Stelle gekniet, während die Schwestern dazwischen einige Stunden geruht hatten. Als die Mater Petra hernach fragte, ob sie denn nicht ermüdet sei, gab sie mit leuchtenden Augen zur Antwort: „Wie könnte diese Nacht ermüden!" In Beuron war sie oft nicht aus der Abteikirche herauszubringen. Sie brachte es fertig, am Karfreitag vom frühesten Morgen bis in die Nacht hinein darin auszuharren. Im Hinblick auf ihre aszetisch strenge Mutter schien ihr dies durchaus keine besondere Leistung zu sein. P. Damasus Zähringer bezeugt, ihre Gestalt und ihre Haltung hätten auf ihn unwillkürlich einen Eindruck gemacht, „den man nur vergleichen kann mit den Darstellungen der ecclesia orans, wie sie sich in der ältesten kirchlichen Kunst der Katakomben findet. Von der Gebetshaltung der emporgehobenen Arme abgesehen, erinnerte alles an diesen urchristlichen Typus. Und das war nicht ein bizarrer Einfall. Sie war tatsächlich ein Typus der in dieser Zeitlichkeit stehenden und ihr doch enthobenen ecclesia, die in ihrer inneren Christusver-

bundenheit im Grunde nichts anderes kannte, als die Worte des Herrn: „Für sie weihe ich mich, damit sie in Wahrheit geweiht seien" (Joh. 17, 19). Über die großen Gnaden, die sie in Beuron empfangen, sprach Edith niemals. In Erzabt Raphael Walzer fand sie einen geistlichen Vater, dem sie sich wie keinem andern in kindlicher Offenheit anvertraute. Er stellte ihr später das Zeugnis aus: „Selten habe ich eine Seele getroffen, die so viele hohe Eigenschaften in einem Geist vereinigt hatte. Dabei war sie die Einfachheit und Natürlichkeit in Person. Sie war ganz Frau geblieben, mit zartem, ja mütterlichem Empfinden, ohne irgend jemand bemuttern zu wollen. Mystisch begnadet, im wahren Sinne des Wortes, hat sie nicht den Schein des Gesuchten und Überlegenen an sich getragen. Sie war schlicht mit einfachen Menschen, gelehrt mit Gelehrten, ohne alle Überhebung, mit Suchenden eine Suchende, beinah möchte ich hinzufügen, mit Sündern eine Sünderin." Aber ihre Klostersehnsucht – sie betete seit ihrer Bekehrung trotz mannigfacher Arbeitsüberlastung täglich das monastische Brevier – gab Walzer ebensowenig nach wie Schwind. Er spornte sie im Gegenteil dazu an, nichts von den gebotenen Möglichkeiten unausgenützt zu lassen, ihre reichen Talente „auf der Wechselbank des Lebens fruchtbar zu machen zum Heile vieler."

Im häuslichen Kreise

Im elterlichen Hause hatte Edith keineswegs einen leichten Stand. In einem Briefe vom 28. 6. 1931 äußerte sie: „Ich wußte, als ich beschloß, von Speyer fortzugehen, daß es sehr schwer sein würde, nicht im Kloster zu leben. Aber daß es so schwer sein würde, wie es die ersten Monate war, habe ich mir doch nicht vorstellen können. Reue habe ich trotzdem keinen Augenblick gehabt, denn ich kann nicht daran zweifeln, daß es so ist, wie es sein muß." Schon in Speyer und Freiburg hatte sie die Freude, jungen Menschen aus dem Judentum den Weg zur Kirche zu ebnen und mehrmals Patin ihrer glücklichen Katechumenen zu sein. Aber in ihrem eigenen Hause konnte sie kaum Liebe zu Jesus wecken. Die 82jährige Mutter war und blieb alles als tolerant. Ediths ledig gebliebene Schwester Rosa, die den Haushalt führte, wäre zwar gerne katholisch geworden, aber sie konnte der Mutter den Schmerz nicht antun, zumal diese den Schlag durch Ediths Konversion noch nicht verwunden hatte. Für unsere Philosophin schien sich eine Habilitation an der Universität Freiburg i.B. anzubahnen, wenig später auch in Breslau, doch beides zerschlug sich. Gelassen wartete sie die Entwicklung der Dinge ab: „Gott weiß, was er mit mir vorhat, ich brauche mich darum nicht zu sorgen (28. 4. 1931).

Den Winter 1931–32 verbrachte Edith in Freiburg i.B., wo sie in St. Lioba ein klösterliches Heim gefunden hatte. „Sie war namenlos bescheiden, daß man ihre Gegenwart kaum merkte," berichtet Gräfin Tes von Bissingen. „Nie stellte sie sich in den Vordergrund, immer trat sie zurück. Und doch fühlte man sich vom ersten Augenblick an wie gebannt von einer großen Heiligkeit, die ihrem stillen Wesen entströmte. Bei ihr war nie ein „Sich-gehen-lassen." Alles war strenge Selbstzucht und Streben nach Gott. Nur für die andern war sie von großer Milde. Nach ihren Erzählungen hatte man den Eindruck, daß sie auch vor ihrem Übertritt so ernst und streng aszetisch gelebt hatte wie später. Ich möchte sogar glauben, daß der Übertritt nur mildernd auf sie gewirkt hat, da sie unbedingt dazu neigte, nur zu streng gegen sich selbst zu sein."

Dozentin in Münster

Im Frühjahr 1932 wurde Stein als Dozentin an das Institut für wissenschaftliche Pädagogik nach Münster i.W. berufen. Trotz ihrer Bescheidenheit nahm sie hier bald eine überragende Stellung ein. Die Verwalterin der Bibliothek des Instituts rühmte von ihr: „Sie überragte alle andern Dozenten durch die Schärfe des Geistes, den Umfang ihrer Bildung, die vollendete Form ihrer Darstellung und die Sicherheit ihrer inneren Haltung um ein Vielfaches, ja im Vergleich zu uns allen, die wir dort tätig waren, war sie ganz nur mit den Maßstäben einer wesenhaft anderen Seinsstufe zu erfassen. Sie wohnte im Collegium Marianum, das größtenteils von studierenden Ordensfrauen bevölkert war, und lebte hier in klösterlicher Zurückgezogenheit. Abends war sie die letzte, deren Licht verlosch, und früh stets die erste in der Kapelle. Sie aß sehr wenig, enthielt sich der Fleischspeisen und übte schon damals Askese nach Mönchsart. In dem strengen Winter 1932–33 schenkte sie den Armen einen Teil ihrer warmen Kleidung und Wäsche. Von Frau Dr. Schweitzer, die damals in Münster studierte, wissen wir: „Konnte sie es möglich machen, bei Gelegenheit drei hl. Messen nacheinander mitzufeiern, so sah man sie während aller hl. Messen in ehrfürchtiger straffer Haltung – nie ein Anlehnen, nie ein Sitzen . . . Auch tagsüber zog es sie immer wieder zum eucharistischen Heiland . . . Sie war oft kindlich froh und heiter, meist aber ernst und nachdenklich. Ganz besonders als die Judenverfolgung ihren Anfang nahm, wur-

de sie im Gedanken an die Ihrigen immer ernster. Nie hörte man darüber eine Klage von ihr, doch es war erschütternd, das stille, schmerzhaft verzogene Gesicht zu sehen. Schon damals trug sie einen Schimmer des Geheimnisses, das sich später in ihrem Ordensnamen „Vom Kreuz“ ausdrückte, in ihren Zügen.“

Wie kann ich meinem Volke helfen?

Am 25. Februar 1933 hielt Edith Stein ihre letzte Vorlesung in Münster. Der nationalsozialistische Staat hatte durch Gesetz die Nichtarier aus den öffentlichen Stellen ausgeschaltet. Edith erhielt in diesem Frühjahr ein Angebot nach Südamerika, allein sie dachte nicht im Ernst daran, dahin auszuwandern. Das Schicksal ihrer Angehörigen lag ihr viel zu sehr am Herzen. In diesen Monaten beschäftigte sie sich viel mit der Frage, wie sie ihrem Volke am besten helfen könnte. So wollte sie nach Rom fahren und vom Papste in Privataudienz eine Enzyklika zur Judenfrage erbitten. Zufolge des Pilgerdranges in diesem Heiligen Jahre konnte ihr aber keine solche Audienz bei Pius XI. zugesagt werden. So unterließ sie die Reise und tat die Bitte schriftlich. Später äußerte sie: „Ich weiß, daß mein Brief dem Heiligen Vater versiegelt übergeben worden ist; ich habe auch einige Zeit danach seinen Segen für mich und meine Anghörigen erhalten. Etwas anderes ist nicht erfolgt. Ich habe aber später oft gedacht, ob ihm nicht dieser Brief noch manchmal in den Sinn kommen mochte. Es hat sich nämlich in den folgenden Jahren Schritt für Schritt erfüllt, was ich damals für die Zukunft der Katholiken in Deutschland voraussagte.“

Auf dem Wege ins Kloster

Nun endlich sollte Ediths Klostersehnsucht gestillt werden. „Als ich am Neujahrtage 1922 die hl. Taufe empfing, dachte ich, daß dies nur die Vorbereitung zum Eintritt in den Orden sei. Aber als ich einige Monate später, nach meiner Taufe zum erstenmal meiner lieben Mutter gegenüberstand, wurde mir klar, daß sie dem zweiten Schlag vorläufig nicht gewachsen sei. Sie würde nicht daran sterben, aber es würde sie mit einer Verbitterung erfüllen, die ich nicht verantworten könnte. Ich mußte in Geduld warten. So wurde mir auch von meinen geistlichen Beratern versichert. Das Warten war mir zuletzt sehr hart geworden . . . Ich hatte mich gefügt. Aber nun waren ja die hemmenden Mauern eingestürzt. Meine Wirksamkeit war zu Ende. Und würde mich meine Mutter nicht lieber in einem Kloster in Deutschland wissen als an einer Schule in Südamerika?“

Jetzt hielt sie auch Erzabt Walzer nicht länger in der Welt zurück. Ohne Zögern suchte sie das Kloster der Unbeschuhten Karmelitinnen in der Kölner Vorstadt Lindenthal auf. Als sie vor dem Sprechgitter der Priorin ihre Bitte um Aufnahme vortrug, konnte sie versichern, daß sie der Gedanke an den Karmel nie verlassen habe. „Ich betrachtete Beuron wie den Vorhof des Himmels, dachte aber nie daran, Benediktinerin zu werden“, beteuerte sie. „Immer war es mir, als hätte der Herr mir im Karmel etwas aufgespart, was ich nur dort finden könnte.“ Mutter Teresia Renata gab zu bedenken, ob man es verantworten könne, jemanden aus der Welt fortzunehmen, der draußen noch viel leisten könnte. Sie wollte damit sagen, daß Edith Stein mit einer Fortsetzung ihrer wissenschaftlichen Arbeiten in Karmel nicht rechnen dürfe. Darauf gab diese die schöne Antwort: „Nicht die menschliche Tätigkeit kann uns helfen, sondern das Leiden Christi. Daran Anteil zu haben, ist mein Verlangen.“ Nachdem noch einige Wochen bangen Wartens verstrichen waren, erlangte sie um den 20. Juni 1933 die ersehnte Aufnahme.

„Sechs große Bücherkisten reisten mir nach Köln voraus“, erzählt Edith Stein weiter. „In Münster wußten nur wenige Menschen, wohin ich ging. Ich wollte es möglichst geheimhalten, so lange meine Angehörigen nicht unterrichtet waren. Im Musikzimmer des Hauses wurde kurz vor meiner Abreise ein Abschiedsabend veranstaltet . . . Vor weniger als anderthalb Jahren war ich fremd nach Münster gekommen. Abgesehen von meiner beruflichen Tätigkeit hatte ich in klösterlicher Zurückgezogenheit gelebt. Trotzdem ließ ich jetzt einen großen Kreis von Menschen zurück, die in Liebe und Treue zu mir standen . . . Nach Hause hatte ich geschrieben, daß ich bei Schwestern in Köln Aufnahme gefunden hätte und im Oktober endgültig dorthin gehen würde. Man beglückwünschte mich dazu wie zu einer neuen Anstellung.“

Abschied von der Mutter

Das innige Verhältnis der einstigen Lieblingstochter zu ihrer greisen Mutter erhellt so recht aus dem Abschied, den Edith im Herbst von ihren Angehörigen nahm. Sie weilte vom 14. August bis 12. Oktober im Elternhause. Dieses letzte Beisammensein mit der teuren unentwegt an ihrem Glauben festhaltenden Mutter läßt sich nicht ergreifender schildern als mit den eigenen Worten

Ediths, die wir im Auszuge wiedergeben. „Am Bahnhof", berichtet sie, „erwartete mich meine Schwester Rosa. Da sie innerlich längst zur Kirche gehörte und ganz mit mir einig war, sagte ich ihr sofort, was ich vorhatte. Die andern stellten etwa zwei bis drei Wochen lang gar keine Frage. Meine Mutter litt sehr unter den Zeitverhältnissen, aber sie lebte wieder auf, als ich kam. Wenn sie aus dem Geschäft nach Hause kam, setzte sie sich gerne mit ihrem Strickstrumpf neben meinen Schreibtisch und sprach von all ihren häuslichen und geschäftlichen Sorgen. Am ersten Sonntag im September war ich mit meiner Mutter allein zu Hause. Sie saß mit ihrem Strickstrumpf am Fenster, ich nahe bei ihr. Da kam auf einmal die lang erwartete Frage: „Was wirst du bei den Schwestern in Köln tun?" „Mit ihnen leben." Nun kam eine verzweifelte Abwehr. Von nun an war es mit dem Frieden vorbei. Es lag ein Druck über dem ganzen Haus. Von Zeit zu Zeit versuchte meine Mutter einen neuen Ansturm. Dann folgte wieder stille Verzweiflung . . . Während meine Mutter sich im Zusammensein mit mir meist beherrschte, wurde sie im Gespräch mit Else (die zu Mutters Geburtstag von Hamburg gekommen war) sehr erregt. Meine Schwester erzählte mir alle diese Ausbrüche wieder, weil sie meinte, ich wüßte nicht, wie meiner Mutter zumute sei. — Es lastete auch eine große wirtschaftliche Sorge auf der Familie. Das Geschäft ging schon lange sehr schlecht. Die Entscheidung war so schwer, daß kein Mensch mir mit Bestimmtheit sagen konnte, dieser Weg oder jener Weg sei der rechte. Für beide ließen sich gute Gründe beibringen. Ich mußte den Schritt völlig in der Dunkelheit des Glaubens tun. Oft habe ich in jenen Wochen gedacht: Wer von uns beiden wird zusammenbrechen, meine Mutter oder ich? Aber wir hielten beide bis zum letzten Tage aus . . . Der letzte Tag, den ich zu Hause verbrachte, war der 12. Oktober, mein Geburtstag. Es war zugleich ein jüdischer Festtag, der Abschluß des Laubhüttenfestes. Meine Mutter besuchte den Gottesdienst in der Synagoge des Rabbinerseminars. Ich begleitete sie, weil wir diesen Tag möglichst ganz gemeinsam verbringen wollten . . . . Meine Mutter verlangte zu Fuß heimzugehen. Eine dreiviertel Stunde mit ihren 84 Jahren! Aber ich mußte es zulassen, denn ich merkte wohl, daß sie noch gern ungestört mit mir reden wollte. — „War die Predigt nicht schön?" „Ja." „Man kann also auch jüdisch fromm sein? "Gewiß — wenn man nichts anders kennen gelernt hat." Nun kam es verzweifelt zurück: Warum hast du es kennen gelernt? Ich will nichts gegen ihn sagen. Er mag ein sehr guter Mensch gewesen sein. Aber warum hat er sich zu Gott gemacht?" . . . Es kamen nachmittags und abends Gäste, die Geschwister, alle ihre Kinder, meine Freundinnen. Das war gut, weil es etwas ablenkte. Aber schwer wurde es, als dann eines nach dem andern Abschied nahm und ging. Am Ende blieben meine Mutter und ich allein im Zimmer. Da legte sie das Gesicht in die Hände und fing an zu weinen. Ich stellte mich hinter ihren Stuhl und nahm den silberweißen Kopf an meine Brust.

Wir haben wohl beide in dieser Nacht keine Ruhe gefunden. Um ½6 Uhr ging ich wie immer aus dem Hause zur ersten hl. Messe in der Michaelskirche. Dann fanden wir uns am Frühstücktisch zusammen. Erne kam gegen sieben Uhr. Meine Mutter versuchte etwas zu nehmen, aber bald schob sie die Tasse zurück und fing an zu weinen wie abends vorher. Ich ging wieder zu ihr und hielt sie umfaßt, bis es Zeit wurde zu gehen. Dann winkte ich Erna, daß sie meinen Platz einnehmen sollte. Ich legte Hut und Mantel im Nebenzimmer an. Dann kam der Abschied. Meine Mutter umarmte und küßte mich sehr herzlich . . . Als ich Erika umarmte, weinte meine Mutter laut auf. Ich ging schnell hinaus. Rosa und Else folgten mir. Als die Straßenbahn an unserem Haus vorbeifuhr, war niemand am Fenster, um — wie sonst — noch zum Lebewohl zu winken . . . So war es nun doch wirklich, was ich kaum zu hoffen gewagt hatte. Es konnte keine stürmische Freude aufkommen. Dazu war das zu schrecklich, was hinter mir lag. Aber ich war tief beruhigt — im Hafen des göttlichen Willens."

(Fortsetzung folgt)

* * * * * *

Je minder sich der kluge selbst gefällt,
Um desto mehr schätzt ihn die Welt.

Lichtenberg

Verstand und Witz kann leicht ergötzen,
Doch fesseln kann allein das Herz.

W. Hey

Nur am Sonntag Christ

Wenn du am Sonntagabend deinen schönen Rock ausziehst und in den Kasten hängst, denkst du mit Befriedigung: Ich habe meine Pflicht erfüllt; ich habe die hl. Messe gehört, ich hab sogar dem Segen nachmittag beigewohnt! Gott kann mit mir zufrieden sein, ich bin ein guter Christ!

Und wenn du von deiner jährlichen Wallfahrt nach Mariazell zurückkommst, voll Rührung noch einmal der ergreifenden Stunden gedenkst, die du zu Füßen der Gnadenmutter gebetet hast, dann gibst du dir das Zeugnis: Ich vergesse die Muttergottes nicht, ich bin ein guter Christ!

Und wenn du am Fronleichnamsfest, so wie es von alters her Vätersitte ist, hinter dem Allerheiligsten einherschreitest, wie alle anderen Männer und Frauen deines Dorfes, und wenn du bis zum vierten Altar treu ausgehalten hast, dann fühlst du dich als Bekenner und sprichst zu dir selber: Ich bin ein guter Christ!

Bist du wirklich ein guter Christ? Ist mit der Sonntagspflicht, mit frommen Wallfahrten und Prozessionen die Pflicht eines Christenmenschen auch schon voll erfüllt? – Du gibst deinem Schöpfer die Ehre, wenn du mit Andacht dem Gottesdienst beiwohnst und heilige Stätten besuchst, ohne Zweifel! Aber damit allein wärest du nur ein Sonntagschrist!

Es geht seit langem ein Riß durch das Leben der Menschen. Es fällt auch dein Leben immer mehr in zwei Teile: Am Sonntag bist du Christ, am Wochentag Bauer, Arbeiter, Beamter. Das sind in deiner Auffassung zwei verschiedene Dinge. Am Sonntag die eine Stunde Gott, alles übrige dir, deinen Wünschen, der Arbeit, der Politik, dem Fortschritt, dem Genuß der Welt.

Ja noch mehr! Du ziehst mit dem Sonntagsrock auch den Christen völlig aus. Was dir in der Sonntagspredigt mahnend ans Ohr geklungen, was dich am Wallfahrtsort so ergriffen hat, der stille, werbende Blick vom Allerheiligsten her, alles das schiebst du zur Seite, wenn dein Alltag beginnt und denkst trotzdem: Ich bin ein guter Christ!

Du bist kein guter Christ! Wenn du nicht mehr tust, bist du ein schlechter Christ! Der gute Christ ist auch im Alltagsrock Christ. Wenn du als Bauer den Pflug führst, wenn du den Samen in die Scholle streust, wenn du erntest, dann weißt du, daß alles Gabe Gottes ist, die dich aus dem Irdischen ins Ewige führen soll. Du weißt, daß du alle Menschen, die um dich sind, Frau und Kinder, Dienstmagd und Knecht, ja auch alle Tiere und Dinge behandeln und gebrauchen sollst, wie es einem Christen Ehre macht: rücksichtsvoll und gütig, ohne Selbstsucht und Gier!

Und wenn du deinen Platz an der Hobelbank einnimst, mit der Kelle arbeitest oder mit der Feder, immer stehst du als Christ da und nicht als bloßer Mensch! Daher bist du arbeitsam und pflichtbewußt, hilfsbereit und freundlich. In der Werkstätte und in den Vereinen und Parteien, immer bist du Christ, bereit zum guten Beispiel, zum christlichen Wort, zur katholischen Tat!

Erfüllt die Welt, ihr Werktagschristen! Ihr werdet sie umformen, daß ihr Antlitz ein ganz neues wird! Ihr werdet der Welt den Frieden bringen und sie heiligen. Hinweg mit dem zerrissenen Leben! Hinweg mit jeder Halbheit! Christ am Sonntag, Christ am Werktag! DeinChrist sein kannst du nie ausziehn!

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft geborener,
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!

Lenau

Der Welt mehr geben, als sie uns gibt,
Die Welt mehr lieben als sie uns liebt,
Nie um den Beifall der Menge werben,
Macht ruhig leben und selig sterben.

v. Bodenstedt

* * *

Wer sich an andere hält, dem wankt die Welt.



Die Tochter des Landschelms

Eine Erzählung vom Reimmichl

Fortsetzung

Am Samstag abends kamen die Hausleute, mit Ausnahme des Senners und der alten Thres, die beim Bauern droben geblieben waren, von der Alm herunter, damit sie am Sonntag in Niklasen den Gottesdienst besuchen konnten. Der Bauknecht Gallus brachte der ängstlich forschenden Agnes die Kunde, daß es mit dem Bauern ausgezeichnet stehe und von einer inneren Verletzung keine Spur sei. Darüber empfand das Mädchen eine helle Freude. Am nächsten Tag betete es in der Kirche so inbrünstig wie noch nie und wurde nicht müde, vor Gott den heißesten Dank auszuschütten. Als aber am Sonntag nachmittags die Leute wieder in die Alm hinaufstiegen und Agnes allein zurückbleiben mußte, fühlte sie eine solche Verlassenheit und ein solches Weh im Herzen, daß sie hätte weinen mögen; aber das Weinen war nicht ihre Sache.

In der Nacht wurde sie von schweren Träumen gequält, und da kamen am Morgen wieder die Sorgen und Ängste um den kranken Bauer. Sehnsüchtig erwartete sie von Stunde zu Stunde auf eine Nachricht von der Alm. Doch es traf keine ein, den Montag keine und den ganzen Dienstag keine. Jetzt hielt sie es nicht mehr aus. Am Mittwoch, nachdem sie die sechs Kühe, die herunten geblieben waren, gefüttert hatte, sperrte sie das Haus und eilte schnurstracks auf die Alm. Auch heute war ein glasheller, sonnengoldener Tag, und als Agnes zum Höhenranft hinauf kam, von dem aus man in die Alpe Valvariz hineinsehen konnte, stand die Hohe Floite in gleich wunderklarer Pracht da wie vor einer Woche. Aber Agnes hatte diesmal kein Auge für die Schönheit der Alpennatur, sondern strebte nur der Sennhütte zu. Als sie rüstig durch den Almgrund hineinstapfte, sah sie einen Mann an einem Stock heraushumpeln. Sie kamen sich näher, da schrie das Mädchen freudig erregt auf: „Bauer, seid Ihr's? Ist's möglich?"

„Agnes, bist du's? rief er; „das ist jetzt eine Freud! Gelt, du hast wollen einen Kranken besuchen und hättest nicht gemeint, daß dir ein Gesunder entgegen kommt?"

Sie schauten sich eine Zeit lang an, dann sagte er: „Hocken wir ein bißchen nieder. Weißt, meine Knochen wollen das Spazieren nicht vertragen, und du wirst auch müde sein."

Sie setzten sich nebeneinander auf den erhöhten Wegrand hin. Eine Zeitlang scharrte der Bauer mit dem Stecken im Sand, als ob er etwas suche. Plötzlich tat er den Mund auf:

„Jetzt hör einmal, Agnes," sagte er weich, „ich muß dir erzählen, was meine Mutter vor dem Sterben für einen Wunsch gehabt hat. Du erinnerst dich wohl, es war damals, wo sie dir das Geld vermacht hat und ich allein mit ihr geredet hab."

Das Mädchen nickte, und er fuhr fort: „Die Mutter hat gesagt, sie tät sich keine andere als Nachfolgerin und als junge Bäuerin auf dem Talmarhof wünschen, als dich, Agnes, und ich soll dich bitten, daß du meine Frau wirst."

Es gab dem Mädchen einen jähen Ruck und es zitterte am ganzen Körper.

„Agnes, magst du mich nicht? Hast du mich nicht ein bißchen gern?" fragte er demütig,

Da brach es stürmisch aus ihr hervor: „Wenn ich Euch nicht gern hätte, wär ich nicht hinter Euch über die Felsen hinabgestiegen. Mir ist vorgekommen, wenn Ihr tot wärt, könnte ich auch nimmer leben. Gern gehabt hab ich Euch schon seit der ersten Zeit, als ich in Euer Haus gekommen bin,

aber ich hätt' mir's nie zu sagen getraut."

„Agnes, und mir bist du auch schon lieb gewesen in der ersten Woche, da wir dich ins Haus genommen haben. Mein Herz hat allweil gesagt, die ist für dich bestimmt, und ich mag keine andere."

„Bauer ich bin viel zu schlecht für Euch."

„Im ganzen Land find ich keine bessre — und liebere auf der ganzen Welt keine."

„Bauer, Ihr seid in meiner Heimat gewesen und Ihr wißt genau, wie es bei mir zu Hause steht", sagte das Mädchen verschämt.

„Ich weiß, daß du ein kreuzbraves, ehrenhaftes Madl bist", versicherte er, „und den andern Sachen frag ich nicht nach."

„Aber wenn's hintendrein wieder ein Gerede gibt? Ich möcht Euch nicht in Unehre bringen."

Ein Schatten huschte über sein Antlitz. Doch rasch wurde seine Miene wieder heiter, und er erklärte stolz: „Der Max im Tal steht so groß und ehrenfest da, daß ihm ein eitles Gerede nichts anhaben kann. Als Talmarin bist du hoch über allem Gerede, und an das Früher brauchst du nicht mehr zu denken."

„Aber mein Vater?" stotterte das Mädchen; „ich darf den Vater nicht ganz verlassen. Es wäre schlecht, und er hat niemanden als mich."

„Daran hab ich schon gedacht. Wenn's dir recht ist, kauf ich dem Vater sein Zeugl ab und stell ihn als meinen Verwalter darauf an. Dann kann er ohne Sorgen leben."

„Bauer, Bauer, das wär schön, das wär gut! So wie die Leute sagen, ist der Vater nicht; er hat ein gutes Herz. Gelt, Bauer, Ihr glaubt's nicht, daß er schlecht ist?"

„Schlecht wird er nicht sein, halt ein bißchen leichtsinnig ... Du bist anders als er, und das ist die Hauptsach ... Aber gib mir jetzt einmal eine feste Antwort auf meine Frag. Magst du mich? Willst du meine Frau werden?"

„Ja, ja, ja — gern, gern!" rief das Mädchen leuchtenden Blickes.

Zugleich griff es mit beiden Händen nach seiner dargebotenen Rechten und drückte sie bekräftigend.

Mit diesen Worten zog er seine Hand zurück, und die Augen durchs Almtal hinein gewandt, sagte er: „Sieh, da kommt die Base Thres, um nachzuschauen, ob ich wohl nicht zu weite Sprünge gemacht hab. Laß dir jetzt noch nichts anmerken, was zwischen uns vorgegangen ist. Wir zwei haben die Sach in Ordnung, und sie steht fest wie ein Berg; aber die andern brauchen's noch nicht zu wissen. In acht oder vierzehn Tagen, wenn ich ganz hergestellt bin, machen wir mitsammen eine Wallfahrt nach Absam. Da reden wir nachher alles wegen der Hochzeit ab. Weißt, ich hab nicht im Sinn, es auf die lange Bank zu schieben."

Das Mädchen lächelte ihm freundlich zu. Als aber die Thres näher kam und sich wunderte, Agnes hier zu treffen, errötete diese heftig. Es kam ihr in den Sinn, wie die Thres vor etlichen Wochen gesagt hatte, daß sie und der Bauer himmelweit voneinander stünden und in alle Ewigkeit nicht zusammenpassen würden. Doch der Bauer, der des Mädchens Verlegenheit merkte, griff schnell ein, indem er erklärte: „Die Agnes hat wollen einen Kranken besuchen, ist aber zu spät gekommen, weil der Kranke früher gesunde wurde. Sie hat schon ein Recht, ein bißchen nachzuschauen, nachdem sie ihr Leben für mich gewagt hat."

„Freilich, freilich", sagte die alte Thres; „und wir haben der Agnes noch viel zu wenig gedankt. Ohne sie wärest du am End nimmer am Leben."

Langsam schritten sie zur Kaser hinein, wo alle Hausgenossen zum Mittagessen sich einfanden. Bei Tisch ging es wieder froh und munter her. Die Knechte und Mägde neckten einander, und selbst der Bauer schmunzelte diesmal zu den oft etwas losen Späßen. Nur Agnes saß still und einsilbig da. Nach dem Essen ging es gleich zur Heuarbeit auf dem sogenannten Speikboden, einer schönen, fast ebenen Fläche, knapp eine halbe Stunde links über die Sennhütte. Beim Aufstieg sah Agnes mehrmals nach der Klamm hinüber, wo der Bauer abgestürzt war, und sie schauerte heftig zusammen. Droben am Speikboden konnte man nicht hinsehen, und jetzt übte die Alm wieder ihren ganzen Reiz auf sie aus. Oft lehnte das Mädchen auf seinem Rechen und schaute über Valvariz hin. Oben der weiche, blaue Himmel, die goldenen Sonnenwölkchen und die milchweiße, strahlende Hohe Floite, unten die grünen Berge, die grünen Bühel und Wälle, der sammtgrüne Almboden und mittendurch das hellblaue Bächlein. Die ganze Alm voll Duft und Glanz und Sonne, nichts hörbar als das Knistern des Heues, ab und zu der heisere Pfiff eines Jochvogels oder das dumpfe, durchdringende Bimmeln der Herdenglocken aus der Hinteralm, manchmal auch, wenn der Wind zog, das Rauschen der schäumenden Keeswasser von der hohen Floite her. Es schien Agnes, als ob die Alm Valvariz ihr zu Ehren das schönste Festtagsgewand angezogen hätte und als ob heute da droben ein hochheiliger

Festtag wäre. Drunten vor der Sennhütte ging der Talmar in weißen Hemdärmeln hin und her. Ihre Augen waren oft bei ihm, ihre Gedanken immer. Wie wollte sie ihn gern haben, ihn hegen und ihm jeden Wunsch von den Augen ablesen!

Am späten Nachmittag fuhren die Knechte mit drei großen Heufudern zur Kaser hinab. Agnes schloß sich ihnen an, denn sie konnte nicht auf der Alm bleiben, sondern mußte heute noch hinunter in den Hof. Nachdem sie auf Drängen des Bauern sich mit rahmiger Milch und Butter gestärkt und von der alten Thres viele Aufträge empfangen hatte, schickte sie sich zum Gehen an. Der Talmar aber hieß den Bauknecht Gallus mit ihr gehen. Man könne ein so junges Mädchen nicht in dem großen Hause allein lassen, sagte er, es wäre zu unheimlich und Arbeit habe der Gallus drunten auch genug. Dagegen hatte der Bauknecht um so weniger einzuwenden, als er lieber drunten im Tale war, wo er mit mehr Leuten zusammenkam und sich gründlich aussprechen konnte. Auch behagte ihm die Gesellschaft des Mädchens. Mit einem vielsagenden, innigen Blicke nahm Agnes vom Bauern Abschied, mit einem freundlichen Gruß von den andern und hüpfte dann munter wie ein Vogel durch den Almgrund hinaus, so daß ihr Gallus kaum folgen konnte. Mehrmals blieb sie stehen und winkte mit ihrem Stab zur Almhütte zurück. Wohlgefällig schaute ihr der Bauer nach.

Als sie zum Wiesenranft gelangten, wo die Alm gegen den Wald hin abdacht, betrachtete Agnes noch einmal das schöne Bergrund. Die linke Seite und der Almboden lagen bereits im Schatten. Das Grün im Schatten nahm sich wie ein See aus, der langsam an den Bergen hinaufstieg; der Schatten und das goldene Sonnenland darüber schnitten in einer wundersam scharfen, weichen Linie voneinander ab. Unbeschreiblich groß und prächtig ragte die Hohe Floite ins Almland herein. Auf der einen Seite bläulich schimmernd, auf der andern von blendendem Sonnenglast übergossen, erschien sie wie ein Riesenkrystall, klar, fast durchsichtig, wie ein überirdisches Gebilde. Agnes konnte sich an dem lilienweißen, strahlenden Berg nicht satt sehen; kam er ihr doch vor wie ein Wahrzeichen ihres jungfrischen, strahlenden Glückes. Aber die Zeit drängte. Noch einen letzten Blick durchs Tal hinein, dann eilte das Mädchen dem Gallus, der einen kleinen Vorsprung gewonnen hatte, nach. Sie stiegen am Wasserfall hinab und schwenkten hinaus zum Kalten Brünnl. Jetzt verlangsamte der Knecht seinen Schritt, setzte aber dafür sein Mundwerk stärker in Gang.

„Weißt, Agnes", schnatterte er, „es tragt sich nicht aus, daß wir rennen, als ob wir etwas gestohlen hätten. Bei dem Laufen kann man nicht einmal ein gescheites Wörtl miteinander reden. Paß auf, was ich dir erzähl. Du bist ein T . . . . lsmadl und hast uns alle zu Schanden gemacht. Daß ich dem Bauer nicht nachgestiegen bin, wie er hinuntergekugelt ist, hat mir niemand für übel; denn alle Leut wissen, daß ich schon mehr als fünf Kreuz auf dem Buckel und Krampfadern am rechten Bein hab. Aber der Lenz und der Jörg und der Flor, das sind rechte Patzenlippl, und der Jaggl ist ein Storax. Von denen aus könnte ein ganzes Dorf voll Leut' hinunterkugeln, sie täten sich nicht rühren. Bei den Madeln kann man sich eh' nicht wundern; sie sind nicht zum Bergkraxeln da und das Beste, was sie haben, ist das Maul. Aber ausgelacht sind wir alle mitsammen worden. Weißt, am Sonntag auf der Kirchgasse war nur eine Red, und die hat von dir gehandelt. Die Männer haben gesagt, du hättest Schneid für sechs Buben und so ein prächtiges Madl wie du wäre in ganz Niklasen nicht zu finden."

„Geh, geh", wehrte das Mädchen, „hör' auf mit dem Schmeicheln, es steht dir schlecht an."

„Vom Schmeicheln ist keine Rede, ich hätt auch keinen Grund dazu", fuhr er fort; aber was wahr ist, muß herausgesagt werden. Ich könnt dir noch etwas viel Schöneres erzählen, aber da tätest du rot werden wie eine Osterkugel, und darum bin ich lieber still, ich kann schon auch das Maul halten. Nur soviel sag ich, du hast dich selber zu Ehren und Ansehen gebracht, viel mehr, als das Gericht dir zugesprochen hat. Weißt, das macht der Charakter. Du merkst wohl selber, daß sich unsere Knechte und die andern Burschen gar nicht getrauen, mit dir einen Spaß zu machen, weil sie Respekt vor dir haben. Auch wird überall davon gesprochen, was du der alten Bäuerin in ihrer Krankheit und beim Sterben lauter Gutes getan hast und die alte Thres ist ganz vernarrt in dich und lobt dich bei allen Leuten über den grünen Klee; du könntest hausen und wirtschaften wie die beste Bäuerin, sagt sie, und man dürfe dir alles anvertrauen; wirst sehen, du kommst noch in ihr Testament hinein. Aber das Geld ist rein Nebensache, die Hauptsache ist, daß du vor der ganzen Gemeinde in Achtung gekommen bist. Ich hab's früher auch nicht gemeint, aber in der letzten Zeit sehe ich's alle-

weil mehr, wie dir die Leute mit Respekt nachschauen."

Dem Mädchen klangen diese Worte wie Musik in die Ohren. War es ja gerade deshalb von Hause fortgezogen, um Ehre und Achtung zu gewinnen. Und jetzt sollte es sein Ziel schon erreicht haben! Wenn es in Ehre und Ansehen dastand, hatte es auch in den Augen des Talmar viel größeren Wert, und darüber freute es sich am meisten. Aber den Gallus ließ es hiervon nichts merken, sondern sagte wegwerfend:

Wenn du jemand blau anstreichen und für einen Narren halten willst, mußt du dir einen andern Menschen suchen als mich."

„Herrschaft Seitel Wein, bist du eine verstockte Gretl!" begehrte der Knecht auf; „das Spaßmachen und Blauanlaufenlassen ist nicht mein Brauch, das könntest du wissen. Und ich kann schwören darauf, daß ich die Wahrheit gesagt hab; wenn's nicht wahr ist, soll mich der Bär fressen. Übrigens red ich nicht so blind in die Luft hinaus und klappere nicht leer wie eine Windmühle, sondern ich habe schon auch mein Ziel. Paß auf, Agnes, was ich sag. Es ist ganz recht, daß du ein stilles, ernstes Wesen hast, das gefällt dem Bauer, denn er ist auch ein solcher; aber manchmal soll ein Mädchen auch ein bißchen keck sein, und wenn einer freundlich hinschaut, soll es noch freundlicher herschauen."

„Was meinst du denn, Gallus? Hab ich dich zu wenig freundlich angeschaut" machte sich Agnes lustig.

„Herkules Leisten, von mir ist nicht die Rede, sondern von einem ganz anderen Menschen. Ich seh schon, daß ich dir den Muspapp einstreichen muß wie einem Wickelkind. Schau, hundert Mädchen täten den Albert, heißt das, den Bauern, gern heiraten; aber ich weiß eine, die ihn g'rad' hernehmen könnt, wenn sie ein bißchen gescheit wär. Er ist arg verschossen in sie, aber soviel ich ihn kenn, wird er nicht g'rad' bitten, sondern nur außen herumreden und sie merken lassen, daß sie ihm recht wär. Da darf aber so ein Mädchen nicht verstockt und vernagelt sein wie ein Türprügel, sondern muß die Ohren spitzen und schnell verstehen. Wenn er einen halben Finger hergibt, muß es schnell seine ganze Hand nehmen und ihn nicht mehr auslassen. Bist deutsch?"

Agnes wurde rot, faßte sich aber schnell und sagte verschmitzt:

„Ja, ja, aber diese Lehr mußt du der Großangerertochter von Niederberg geben."

„Himmel Hundert, nach der Großangerertochter pfeift kein Kuckuck", orgelte der Gallus, „tät auch schlechter in unser Haus passen als ein Wetzstein in ein Schwalbennest. Die mag der Bauer nicht, und wir alle mögen sie nicht. Weißt, diejenige, nach der der Bauer sich die Augen herausschaut, die wär auch uns allen die Liebste im Hause. Wir haben es heute wieder mitsammen abgeredet, ich und der Jörg und der Lenz und der Flor und der Jaggl; auch den Madeln, der Liesl und der Threinl und der Burgl, könnt sie recht sein, wenn sie ihr nicht neidig wären. Haben keinen Grund dazu, denn ihnen bellt kein schäbiger Hund nach. Wer meinst du denn jetzt, daß daß die richtige ist."

„Ich hab keinen Tau."

„Sie ist heute unterm Mittagessen so nahe beim Bauern gehockt, wie wir zwei jetzt nebeneinander sind."

„Dann wird's wohl die Base Thres sein", lachte das Mädchen.

„Du T . . . . lsmadl, jetzt kenn ich mich nicht aus", schrie der Gallus; „da hab ich gemeint, du wärest blind und unbeholfen wie ein junges Katzl, unterdessen bist du tausendmal heller als ich alter Esel. Am End ist die Suppe schon fertig gekocht, währenddem ich sie erst einrühren will. Madl, bekenn Farbe."

„Ich weiß nichts, ich weiß nichts", rief das Mädchen, sprang an ihm vorbei und eilte mehrere Klafter vor ihm her.

Sie waren vom Hirtenstein zum Almbach hinunter gekommen, wo sie sich ob dem wilden Rauschen des Wassers nicht mehr verständigen konnten. Agnes überdachte, was der Bauknecht gesagt hatte. Es tat ihrem Herzen wohl, daß ihr auch die Hausgenossen so viel Vertrauen entgegenbrachten und sie gern als Bäuerin sehen würden. Aber als der Gallus draußen im Tal wieder mit neugierigen Fragen in sie drang, gab sie ihm keine Antwort, sondern begann ein anderes Gespräch. Auch alle ferneren Anbohrungsversuche, die der Knecht in den nächsten Tagen machte, waren umsonst. Agnes wirtschaftete fleißig im Hause herum; wenn sie eine freie Zeit hatte, ging sie in die Kammer und kramte und musterte dort an ihrem Gwande. Sie wollte doch ein bißchen proper hersehen, damit sich der Bauer mit ihr auf der Wallfahrt nicht zu schämen brauchte. Immerfort dachte sie an diese Wallfahrt, hundertmal des Tages schaute sie sehnsüchtig zum Bergwinkel hinauf, wo die grünen Almspitzen heruntergrüßten.

Am Donnerstag der nächsten Woche war der hohe Frauentag. Abends vorher kam der Talmar mit seinen Leuten von der Alm herunter. Er war fast gänzlich hergestellt, so daß man von dem bösen Absturz wenig mehr an ihm merkte. Nach dem Mittagessen des folgenden Tages nahm er den Bauknecht Gallus zur Seite und gab ihm verschiedene Aufträge wegen der Arbeiten auf dem Hofe; zugleich teilte er ihm mit, daß er selbst für etliche Tage Geschäfte halber nach Innsbruck reisen und nebst dem eine Wallfahrt nach Absam machen werde. Der Agnes habe er, da jetzt keine besonders dringende Arbeit vorliege und die Base Thres auch einverstanden sei, erlaubt, auf kurze Zeit in ihre Heimat zu fahren, um die Angehörigen zu besuchen; unterdessen müsse ein andere Magd in der Küche helfen. Der Gallus hatte keine Einwendung zu machen; aber verstohlen zwinkerte er mit dem linken Auge, als wollte er sagen: „Hollah Wind, da steckt etwas Mehreres dahinter!"

Am Freitag morgens ging der Bauer, festtäglich gekleidert, von Hause fort; Agnes machte sich am Samstag in aller Frühe auf den Weg. Genau wie sie vereinbart hatten, trafen sie in Franzensfeste zusammen und fuhren mit dem Eilzug nach Innsbruck. Agnes trug das schwarze Festtagsgewand der Mariannl, das ihr von der Bäuerin geschenkt worden war, und strahlte vor Glück. In Innsbruck nahmen sie ein Mittagsmahl, dann führte er sie in der Stadt herum und zeigte ihr die Merkwürdigkeiten. Er weidete sich an ihrem Entzücken und erklärte ihr alles, was sie nicht verstand. Soviel hatte Agnes den Bauer noch nie sprechen hören und seine warme, zutrauliche Rede tat ihr so wohl, daß sie den ganzen Tag hätte lauschen mögen. Als sie an einem Juwelenladen vorbeikamen, trat er mit dem Mädchen ein und kaufte ihm eine goldene Uhr samt langer, goldener Halskette, auch ein goldenes Ringlein mit blitzendem Edelstein mußte sich Agnes an den Finger stecken lassen.

„Nicht, nicht, Bauer!" lispelte sie ihm ins Ohr, „es ist viel zu schön, viel zu teuer."

„Für dich ist nichts zu schön und zu teuer", flüsterte er.

Draußen auf der Straße sagte er:

„Agnes, heut darfst du mir nichts dreinreden, sondern mußt grad einmal mich machen lassen. Du weißt nicht, was du als Talmarin alles brauchst."

„Macht grad, was Ihr wollt, mir ist's schon recht", sprach sie mit tiefem Erröten.

Er führte sie jetzt in ein großes Manufakturwarengeschäft und kaufte für sie Stoff zu mehreren Festtagskleidern. Agnes sollte selbst die Wahl treffen; da sie aber nur billiges, einfaches Zeug aussuchte, wählte er für sie und nahm überall das Schönste und Teuerste. Auch Seidenstoff in verschiedener Farbe kaufte er mehrere Stücke. Die Sachen ließ er gut verpacken und gab den Auftrag, sie nach etlichen Tagen an seine Adresse in die Heimat zu schicken. — Spät am Nachmittag gingen sie in einem Schnakgarnet und setzten sich an ein einsames Tischchen unter einem dichtbelaubten Kastanienbaum, wo sie ganz allein waren. Agnes hatte das Herz voll Freude. Mitunter schielte sie verstohlen auf ihre goldene Kette oder drehte zärtlich an dem Ringlein.

„Heute bist du schön, Agnes", sagte er lächelnd, „und gelt, ein bißchen freuen tun dich die Sachen auch?"

„Freuen wohl, garaus freuen! Und besonders weil sie von Euch sind", erwiderte das Mädchen.

„Du solltest aber nicht immer so fremd tun gegen mich, Agnes. Sag Du zu mir und nenn mich beim rechten Namen."

Eine helle Röte schoß dem Mädchen ins Gesicht.

„Darf ich mich getrauen?" flüsterte es.

„Probier's einmal", ermunterte er und stieß mit seinem Glas an das ihrige.

Da stellte Agnes ihr Glas auf den Tisch, schaute ihm in die Augen und sagte warm und innig:

„Du guter Albert!"

„Du gute Agnes!" antwortete er lächelnd.

Von jetzt an war Agnes ganz zutraulich zu ihm. Sie redete immer mit Du, ohne je einen Verstoß zu machen, und so oft sie seinen Namen aussprach, strahlte ein freudiges, warmes Leuchten aus ihren Augen. Nach einer Weile fragte er:

„Agnes, hast du auch ein Geld?"

„O ja, ich habe noch einen Gulden", erwiderte sie.

„Was, einen ganzen Gulden? Haha", mußte er lachen; „das ist ein bißchen wenig für die zukünftige Talmarin. Schau, da hab ich gestern in Bozen ein Brieftäschlein gekauft. Es paßt akkurat für dich, und etwas darinnen ist auch."

Er zog ein feinledernes Geldtäschchen heraus mit silberner Schließe, das er ihr halb offen hinreichte. Es lagen mehrere Goldstücke darin und eine größere Banknote. „Mein Gott, was tu ich denn mit so viel Geld?" rief das Mädchen. „Ich brauche gar kein Geld, wenn ich bei dir bin. Später krieg ich schon selber eins."

„Geh, sei nicht stolz und nimm's jetzt von mir, mach mir die Freude", bat er; „du mußt dich zu Haus ein bißchen sehen lassen als zukünftige Talmarbäuerin und deinen Angehörigen etwas kaufen mußt du auch, damit du nicht mit leeren Händen heimkommst."

Sie nahm das Täschchen in ihre Hände und sagte leise: „Vergelt's Gott!" Dabei schwammen ihre Augen in Tränen.

„Warum weinst du denn?" fragte er „das hast du nie im Brauch gehabt."

„Albert, du bist soviel gut!" flüsterte sie.

„So gut, wie du mit mir gewesen bist und mit meiner Mutter, bin ich noch lange nicht."

„Mein Gott, es ist leicht gut sein, wenn man einen Menschen gern hat..: Aber gut sein will ich erst, wenn wir einmal ganz beisammen sind."

„Und ich will gut sein mit dir, Agnes, so lange ich leb... Jetzt sag, wann willst du denn die Hochzeit haben?"

„Albert, das ist ganz deine Sach", erwiderte sie hocherrötend.

„Nein, in der Sache hast du ebensoviel zu reden wie ich, und ich möchte es ganz so einrichten, wie es dir lieb ist."

„Albert sag einmal, wie du es gern hättest."

„Ich hab mir das Ding so ausgekopft: Du fahrst morgen mittags zu deinen Leuten nach Hause und bringst mit dem Vater alles in Ordnung. Du darfst ihm auch in meinem Namen das Gut abkaufen und ihn als Schaffer darauf anstellen: aber tu den Geldbeutel ordentlich auf und halt den Vater gut, so daß er zufrieden sein kann; ich bin mit allem, was du machst, einverstanden. Eine Woche lang wirst du wohl daheim bleiben, dann kommst du wieder nach Niklasen. Ich werde dir bei meinem Göten, dem Christler am Bichl, ein Quartier besorgen, damit du dort während der Brautzeit wohnen kannst. Auch die Näherin bestelle ich hin mit deinen Sachen. In der Woche nach dem Kleinen Frauentag können wir vielleicht Hochzeit halten. Ich hätt's nicht ungern, wenn mein Bruder, der Martin, auch dabei wäre, und der muß Mitte September wieder nach Brixen einrücken zum Studium. Zusammengeben lassen wir uns in der Heimatskirche zu Niklasen, aber es soll ganz still hergehen, weil wir in der Klage sind wegen der Mutter. Zum Mahl lad ich bloß meine nächsten Verwandten und unsere Dienstboten alle. Jetzt red ungeniert, wenn dir etwas nicht paßt und sag, was du anderes haben möchtest."

„Mir ist alles recht, ganz recht", stotterte das Mädchen, „bloß hätt' ich gern, wenn du selber mit meinem Vater reden und die Sach in Ordnung bringen tätest."

Er überlegte ein paar Augenblicke, als ob er nach Worten suchen würde, dann erklärte er:

„Agnes ich kenne den Vater nicht, jedenfalls tust du leichter mit ihm verhandeln als ich. Wenn's eine Schwierigkeit gibt, schreibst du mir, dann komme ich sofort. Sonst aber möchte ich jetzt nicht gern hingehen."

„Das Mädchen wurde blaß und ließ den Kopf hängen. Also, er schämte sich ihres Vaters und wollte nichts mit ihm zu tun haben! Doch schnell ergriff er wieder das Wort:

„Agnes, nimm mir's nicht übel", begütigte er; „ich habe einen ganz besonderen Grund, aber keinen unehrenhaften für dich, daß ich jetzt nicht hingeh. Du bist ein gescheites Mädchen und kannst dem Vater am besten zureden, daß er sich in der neuen Stellung hineinfindet. Später, wenn wir einmal verheiratet sind fahren wir mitsammen nach Planeigen und schauen zu unseren Sachen und lassen uns auch ein bißchen anschauen. Gelt, du bist nicht zornig?"

„Nein, nein, Albert, zornig bin ich mit dir gar nie, mag's sein, wie's will", beteuerte sie; „ich hab ja keinen Menschen lieber als dich und du tust allemal das Rechte."

Doch blieb etwas Schweres in ihrem Herzen, das sie den ganzen Abend nicht los werden konnte. Sie gingen später noch einmal in der Stadt herum; bei dieser Gelegenheit kaufte der Talmar für Agnesens Vater eine gute silberne Uhr, für den Zyper eine etwas billigere und für die Base Ploni einen Lodenstoff zu einem Gewand. Agnes ließ es sich nicht nehmen, die Sachen mit dem ihr vom Bauern geschenkten Geld zu bezahlen.

Vor dem Nachtwerden fuhr Agnes nach Hall und pilgerte nach Absam hinauf, wohin ihr der Bauer am nächsten Morgen folgte. Sie empfingen dort mitsammen die heiligen Sakramente und beteten lange vor dem Gnadenaltar. Hernach kauften sie an zwei verschiedenen Ständen ihre Wallfahrtsandenken und nachdem der Bauer ein gutes Essen hatte auftragen lassen, begleitete er das Mädchen, das mit dem Mittagsschnellzug heimfahren sollte, auf den Bahnhof. Agnes war heute noch zutraulicher und inniger gegen ihn als gestern. Als sie langsam durch die Felder herabwanderten, fragte er:

Fortsetzung folgt

FATIMA STUDENT BURSE

Am 13. Mai jährt sich der Tag der ersten Erscheinung Unserer Lieben Frau von Fatima zum 35. Male. Liebend und flehend schauen wir gerade jetzt während des Maimonats auf zu ihr, die da schon immer war der Trost der Betrübten, die Zuflucht der Sünder, das Heil der Kranken und — die Mutter unserer sieben Schmerzen. Ihr opfern wir unsere bescheidenen Gaben für die Schulung armer Buben zum Priestertum in der Missionsgesellschaft der Oblaten. Ihr zu Ehren suchen wir Priester heranzubilden, die da eines Tages hinausziehen werden in alle Welt, um ihres göttlichen Sohnes Namen unter den Menschen bekannt zu machen.

„Nimm an, o reinste Jungfrau, was wir dir in Demut opfern!"

Bisher eingenommen		$1 056.00
Georg Kloster,	Compeer, Alta.	10.00
Ein Leser,	St. Gregor, Sask.	1.25
Rosina Schmitz,	Muenster, Sask.	3.00
Maria Britz,	Marysburg, Sask.	5.00
Kath. Wickenheiser,	Golden Prairie, Sk.	2.00
Msgr. J. Wurm G. V.	Crookston, Minn.	3.00
Michael Haag,	Macklin, Sask.	2.00
Mrs. Anton Doll,	Friedenstal, Alta.	25.00
Johann Gartner,	Primate, Sask.	3.00
Eine Leserin,	Bluesky, Alta.	2.00
Mrs. Paul Seidel,	Bruno, Sask.	5.00
		$1 117.25

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.